H. sept.
104
c

<36607623360014

<36607623360014

Bayer. Staatsbibliothek

H. Sept.
104 c

Lacombe

B 65

Geschichte der Königin von Schweden, Christine.

Aus dem Französischen des Herrn Lacombe.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,
1762.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede des Verfassers.

Der Endzweck der Geschichte ist, unterrichten, rühren und belustigen. Daher schickt sich das Lesen derselben für alle Arten von Leuten, und verträgt sich mit allen Gattungen von Verstand und Gemüthsart. Der Einsame, der in seiner Stille gern aus sich selbst entweichen möchte, der die für seinen Wunsch zu langsamen Stunden zu beflügeln sucht, wird bald sich selbst vergessen, und sich mitten unter das Getümmel und

die Unruhen versetzt dünken, wenn er seine Blicke auf das stets bewegliche und abgewechselte Schauspiel menschlicher Handlungen heftet. Der Gelehrte wird bey dieser Art von Beschäfftigung Anlaß finden, seine Einsicht zu zeigen, und über die Ordnung der Dinge und Zeiten eine nutzbare Uebung seiner Urtheilskraft anzustellen. Der sinnreiche Kopf schöpft in dieser Qvelle stets neuen Witz, um zu gefallen und zu entzükken. Dem Philosophen aber kömmt es vornehmlich zu, in der Geschichte den Menschen zu studieren, und, unter dem verführerischen Schleyer der Staatsklugheit, die wahren Triebfedern und geheimen Werkzeuge zu entdecken, die von den Leidenschaften in Thätigkeit gesetzt werden. Umsonst hat sich der Zweifler bemüht, seine Ungewißheit bis auf die Wirklichkeit der Gegenstände, die uns die Geschichte darstellt, auszudehnen, und ihre Verfasser für Romanschreiber zu erklären. Das Zeugniß der Zeitverwandten, die innere Wahrscheinlichkeit der Erzählung, die unläugbaren Merkmaale

und Urkunden, die noch von den hauptsächlichsten Theilen vorhanden sind, die Bestätigung, die das allgemeine Fürwahrhalten den Begebenheiten ertheilt; alles dieses ist hinlänglich, das Ansehen der Geschichte zu unterstützen, und uns zu sagen, daß das Lesen derselben einer guten Erziehung wesentlich und nothwendig sey.

Es giebt verschiedne Gattungen von Geschichte. Die allgemeine, die sich auf ganze Völker erstreckt, vermengt gleichsam bey ihrem weiten Umfange die Namen und Thaten; sie zeichnet nur mit großen Strichen. Von ihrer Geschwindigkeit dahin gerissen, wird sie verhindert, einzelne Gegenstände zu schattieren und auszumalen. Aus diesem Grunde müssen Personen, die man besonders kenntlich machen will, und die eine Betrachtung in der Nähe verdienen, aus dem großen Werke herausgehoben werden. Arbeitsame Sammler suchen mit Sorgfalt auf, beurtheilen mit Scharfsinne, und tragen mit Genauigkeit in umständlichen

Nachrichten alles das zusammen, was die Ausführung einer solchen besondern Geschichte erleichtern und zur Vollkommenheit bringen kann. Allein es giebt, wie gedacht, einen Pöbel von Königen, Fürsten und gemeinen Namen, die nur eine allgemeine Aufmerksamkeit verdienen; die Geschichte darf bloß bey jenen seltnen und sonderbaren Geistern verweilen, welche Urbilder abgeben, oder sich über ihre Sphäre aufgeschwungen haben. Nun findet man unter denen, die auf diese Art hervorragen, schwerlich eine Person, die so sehr die Neugier reizen könnte, als die berühmte Königin von Schweden, Christine. Und eben den Abriß ihres Lebens bin ich hier Willens der Welt vorzulegen; wobey ich die Kühnheit habe, mir zu schmeicheln, daß sie ihn mit gefälligen Augen betrachten werde.

Zugleich aber muß ich bekennen, wie viel ich dem Herrn Arkenholz zu danken habe. Man kann sich keine vollständigern Nachrichten wünschen, als dieser gelehrte Schwe-

de geliefert hat. Er hat nichts verabsäumt, eine genaue und mit Urtheilskraft verfertigte Sammlung von dem zu veranstalten, was die öffentlichen Bibliotheken und Kabinetter der Privatpersonen in Schweden und Italien an Urkunden von der Regierung und dem Leben dieser Heldin aufbewahren. Seine weitläuftigen Untersuchungen füllen vier große Qvartbände, aus denen dieses kleine Werk erwachsen ist. Ich habe indessen keinen merkwürdigen Umstand übergangen, und bin vornehmlich bemüht gewesen, die Königin durch diejenigen Züge kenntlich zu machen, welche in ihren Briefen und andern eignen Schriften zerstreut enthalten sind. Ich habe, so viel mir nur möglich war, ihren Pinsel und ihre Farben entlehnt.

Ein berühmter Scribent hat in seinen vermischten Nachrichten zur Litteratur * einige Anecdoten von Christinens Regierung und Leben geliefert; da es aber scheint,

* Mélanges de Litterature.

scheint, seine Absicht sey bloß gewesen, uns seine Betrachtungen über den Character dieser Prinzessin mitzutheilen, so glaubte ich, daß seine Anecdoten, anstatt eine besondre Geschichte entbehrlich zu machen, vielmehr den Wunsch darnach veranlassen könnten.

Ich muß noch melden, daß man einen wesentlichen Unterschied zwischen Christinens urkundlichen Briefen, die in dieser Geschichte angezogen sind, und ihren erdichteten wahrnehmen wird, die Herr Lacombe von Avignon im Jahre 1759. ans Licht gestellt hat. Ich bitte den Leser, mein Werk von dem Buche dieses Herausgebers zu unterscheiden, weil wir nichts mit einander gemein haben, als die Aehnlichkeit des Namens.

Geschichte
der Königin von Schweden,
Christine.

Schweden ist der mitternächtliche Theil von Europa, den die Alten Scandinavien nannten. Es liegt zwischen Rußland, Lappland, dem finnländischen Meerbusen, der Ostsee und Norwegen. Es herrscht in dieser Gegend eine strenge Witterung. Auf die lange Kälte des Winters folgt schnell die Hitze eines kurzen, aber brennenden Sommers, ohne daß ein Frühling vorhergeht, oder ein Herbst ihn begleitet. Gleichwol genießen die Einwohner

einen heitern Himmel, reine Luft, und eine Beständigkeit der Witterung, die ihnen Gesundheit und Stärke mittheilt.

Verschiedne male ist dieses Königreich mit Dänemark und Norwegen vereinigt gewesen. Niemals aber konnte ein einziges Oberhaupt die drey Kronen lange zusammen tragen. Jtzt hängt die Herrschaft von dem Könige, dem Reichsrathe und dem Reichstage ab. Die verschiednen Stände, die zu gewissen Zeiten zusammenberufen werden, über die wichtigsten Angelegenheiten zu rathschlagen, sind der Adel, die Geistlichkeit, die Bürger und Bauern. Dieses ist die einzige Monarchie, wo man dem letztern Theile von Unterthanen dasjenige Ansehen zugesteht, das ihm mit so vielem Rechte gebührt.

Die schwedische Nation ist zu allen Zeiten sehr kriegerisch gewesen. Sie stammt von den Gothen ab, die sich ehedem bey dem Verfalle des römischen Reichs so furchtbar machten. Die Sprache des Landes ist von der deutschen und dänischen abgeleitet. Die Religion ward in Schweden erst gegen den Anfang des neunten Jahrhunderts eingeführt; und die Reformation ward dort eben so bald aufgenommen, als die benachbarten deutschen Länder sich zur lutherischen Lehre bekannt hatten.

Schwe-

Schweden war bey der Vereinigung mit Dänemark stets unglücklich. Es hat lange Zeit gefochten, um sich von einem fremden Joche zu befreyen, um seine alte Regierungsart wieder einzuführen, und um das Recht zu erlangen, sich selbst Oberhäupter zu erwählen. Es dankte verschiedne von seinen Königen ab. Es setzte zu unruhigen Zeiten Regimentsverweser, die den römischen Dictatoren gleichkamen. Solchergestalt unterwarf es sich oft einheimischen Tyrannen, die grausamer noch als jene Fürsten waren, von denen es loszukommen suchte.

Die berühmte **Margarethe, Waldemars** Tochter, verdiente sich den Namen der nordischen **Semiramis**. Sie vereinigte 1395.
Schweden sowol durch Staatsklugheit, als durch Waffen, mit den Königreichen Dänemark und Norwegen. Ihre Herrschaft war unstreitig ruhmvoll; allein sie gieng mit Schweden als mit einem eroberten Lande um, und erhielt es in der Abhängigkeit von Dänemark. Die Vereinigung dieser drey Kronen, welche sie auf der berufnen Versammlung zu **Calmar** durch die Abgeordneten der drey Völker bestätigen ließ, ward eine Qvelle von Zwistigkeit, und konnte nicht Bestand haben.

1415. **Erich**, der Enkel und Nachfolger **Margarethens**, führte sich unbehutsam auf, und ward abgesetzt.

1448. **Carl Canutson**, ein ehrgeiziger Unterthan, ließ sich zum Könige erwählen, und verstand nicht die Kunst, zu herrschen.

1471. Die **Steen-Sturen** unterdrückten ihr Vaterland unter dem Titel der **Statthalter**.

1520. **Christiern**, Monarch von Dänemark, ward der Schweden **Nero**, und ein Abscheu aller seiner Unterthanen, die ihn als ein mit Lastern und Blutschulden beflecktes Ungeheuer verwarfen.

1523. **Gustav Vasa**, ein junger schwedischer Edelmann, der von dem Tyrannen verwiesen, und seinen Ketten entkommen war, warf sich, um den Mord seiner Familie und die Schande seiner Mitbürger zu rächen, zum Oberhaupte der Partey auf. Er hatte das Glück, zu überwinden, und den Unterdrücker seines Vaterlandes zu verjagen. Die dankbaren Schweden nannten ihn ihren Befreyer und ihren König. **Gustav** verdiente diese Würde; er herrschte lange und mit Ruhme. Die Stände willigten darein, die Krone, welche zuvor bloß durch **Wahl** ausgetheilt wurde, der Familie dieses Helden **erblich** zu machen. Er führte die lutherische Religion in Schweden ein, um der

Geist-

Geistlichkeit ihre Macht und Reichthümer zu entziehen.

Erich der vierzehnte verdiente nicht, den Thron seines Vaters **Gustav** zu erben. Die Ungerechtigkeit und Grausamkeit dieses Fürsten wiegelte seine Familie und das Volk wider ihn auf. 1560.

Johann, Herzog von Finnland, des vorigen Bruder, belagerte ihn in **Stockholm,** nahm ihn gefangen, und raubte ihm die Krone sammt dem Leben. 1568.

Der Konig **Johann** hatte seinen Sohn **Sigismund** zum Nachfolger, der in Polen herrschte. **Sigismund** übergab die Regimentsverwaltung in Schweden seinem Oheime und Vatersbruder, **Carln** von Südermannland. Er wollte allzuübereilt und mit Gewaltthätigkeit die katholische Religion im Lande einführen; er suchte die Schweden nicht zu schonen, sondern empörte sie durch seine stolze und unbiegsame Gemüthsart. 1592.

Endlich setzten ihn die Stände ab, und übertrugen die Krone dem Statthalter, **Carln dem neunten,** der sich bey dem ganzen Volke durch seine Leutseligkeit und Neigung für die Sitten und Religion seines Vaterlandes beliebt gemacht hatte. Dieser König betrug sich als ein guter Staatsmann; er herrschte mit Weis- 1604.

heit und Mäßigung. Die Stände konnten ihm nicht abschlagen, die Krone seiner Familie zu bestätigen, und sie sogar, beym Abgange männlicher Erben, zum Besten der Töchter, die von ihm oder seinen Nachfolgern kommen würden, erblich zu machen.

1611. **Gustav Adolf** bestieg, nach seines Vaters Absterben, den schwedischen Thron. Die von ihm überstiegnen Beschwerlichkeiten, seine Siege, seine Geschicklichkeit in der Kriegskunst, seine Fähigkeit zur Regierung, die Tugenden seines Herzens, die Vorzüge seines Verstandes, erwarben ihm bey allen Völkern Europens den Namen **des großen**. **Gustav** gelangte zur Krone, da er noch nicht achtzehn Jahre, das eigentliche mündige Alter der Könige in Schweden, erreicht hatte. Inzwischen übergaben ihm doch der Vormundschaftsrath, die Regierung und die Stände, die Herrschaft. Dieser Fürst hatte beym Antritte seiner Regierung drey Kriege wider Dänemark, Polen und Moskau, zu führen; seine ersten Feldzüge waren nicht glücklich; er litte iedoch nur geringen Verlust, und lernte fechten.

1613. Die Dänen giengen, vermittelst einer Million Thaler, den Frieden und die Rückgabe ihrer Eroberungen ein. Mit Polen ward Stillstand geschlossen. Mit den Russen dauerte der Krieg

fort,

fort, weil sie den Prinzen **Carl Philipp**, des Königs Bruder, den sie zuvor zu ihrem Oberhaupte verlangt hatten, nachmals nicht annehmen wollten.

Der schwedische Monarch gieng also mit gewaffneter Hand nach Rußland über die **Narva**. 1615.
Er nahm die Stadt **Kexholm** und Provinz **Ingermannland** weg; er errichtete gleichsam eine Scheidewand zwischen Moskau und den Provinzen an der Gränze seines Königreichs. Das war die einzige Bedingung, unter der **Gustav** mit dem Großherzoge **Michael Föderowitz Romanow**, der kürzlich erwählt worden war, einen Vergleich schloß.

Der König war zu **Upsal** gekrönt worden; 1617.
nun wünschte man, daß er sich vermählen möchte. Auch diese Freude machte er seinen Unterthanen, und erwählte **Marien Eleonoren**, **Johann Sigismunds**, Churfürsten zu Brandenburg, älteste Tochter. Sie war unter den protestantischen Prinzessinnen, auf welche der Religion zu folge seine Wahl fallen mußte, die anständigste und würdigste Person für diesen Monarchen. Ueberdieß rieth auch die Staatsklugheit zu dieser Verbindung. Sie wär der Vorbote und die Losung zu dem Kriege mit Polen. Der Stillstand war bereits zu Ende. **Gustav** wollte den polnischen König Sigis-

mund nöthigen, seinen Ansprüchen auf die schwedische Krone zu entsagen. Vornehmlich munterte ihn dazu seine Neigung zum Kriegswesen und zu Eroberungen auf. Nach vielen Gefechten und Siegen zwang er Polen, um Friede zu bitten, und ihm Liefland nebst einem beträchtlichen Theile von Preußen zu überlassen.

Marie Eleonore von Brandenburg, **Gustavs** Gemahlin, besaß alle Tugenden und Vorzüge ihres Geschlechts. Mit einer einnehmenden und schönen Gestalt verband sie eine sanfte, zärtliche und gefällige Gemüthsart. Stets hegte sie für den König viele Neigung, und äußerte niemals einiges Misvergnügen, ob er ihr gleich oft untreu ward. Sie brachte eine Prinzessin, **Christine**, zur Welt, die im Jahre 1624. verstarb.

Sie ward nachgehends mit einem Sohne schwanger, der noch vor der Geburt durch einen Unfall, welcher der Mutter zustieß, umkam. Es entstund nunmehr die Besorgniß, die Königin würde unfruchtbar bleiben, und des Königs Stamm auf solche Art erleschen. Allein diese Furcht verschwand bey einer Reise, welche das königliche Paar nach Finnland that. Da sie nichts so sehnlich begehrten, als einen Nachfolger zu bekommen, so schien ihnen alles die Erfüllung ihres Wunsches anzukündigen. Der

König und die Königin hatten Träume, welche sie für geheimnißvoll hielten, und ihrer Hoffnung gemäß auslegten. Der menschliche Verstand läßt sich gar zu gern in dem verführen, was er wünscht; der scharfsinnigste Geist wird zuweilen bey geringem Anscheine leichtgläubig, und findet sein Vergnügen daran, die gleichgültigsten und betrüglichsten Merkmaale für günstige Zeichen zu halten. Die Astrologen, eine Art Schmeichler, die alles in dem Gestirne lesen, was nur Vorurtheil und Eigennuß ihnen vorschreibt, weißagten die Geburt eines Prinzen, der **Gustavs** Ruhm zu behaupten bestimmt wäre. Der König lag damals gefährlich krank. Man war für sein, für der Königin und des Kindes Leben besorgt; also wollte es die Verbindung der Planeten. Endlich kam die Königin den achtzehnten December 1626. nieder, und brachte eine Prinzessin zur Welt. **Gustav** gelangte in kurzem zur Gesundheit, die Königin ward glücklich hergestellt, und das Kind blieb am Leben. Niemals hat sich die Astrologie häßlicher betrogen gefunden.

Christine kam vom Kopfe bis auf den Fuß bedeckt zur Welt; sie hatte bloß das Gesicht, die Aerme und Füße frey; sie war ganz mit Haaren besetzt; sie hatte eine grobe und dumpfigte Stimme. Dadurch ward man betrogen. Die

Weiber breiteten alsbald im Schlosse das Gerücht aus, es wäre ein Knabe, und machten also dem Könige eine falsche Freude. Doch der Irrthum dauerte nicht lange. Die Prinzessin **Katharine** nahm es über sich, dem Könige, ihrem Bruder, die Wahrheit zu hinterbringen. Er verrieth weder Traurigkeit noch Verwunderung, sondern sagte ganz gelassen: „Wir wollen Gott „danken, meine Schwester. Ich hoffe, das „Mädchen soll mir den Verlust eines Knabens „ersetzen. Ich bitte nur den Himmel, sie zu er„halten, weil er mir sie einmal geschenkt hat.“ Darauf setzte er lachend hinzu: „Das Mäd„chen wird einmal schlau werden; es hat uns „schon itzt betrogen.“ Er gab Befehl, daß man öffentliche Freudensbezeugungen, und die bey der Geburt des vermuthlichen Kronerben gebräuchlichen Lustbarkeiten, anstellen sollte. **Gustav** selbst schien stets zufrieden zu seyn; die Königin aber war untröstbar, daß sie keinen Sohn bekommen hatte. Ihre Tochter gefiel ihr nicht; sie hatte eine braune Gesichtsfarbe, und in ihren Zügen etwas Hartes und Männliches; sie wies das Kind von sich. **Christine** hat in der Folge ihrer Mutter nur zu sehr jenen Kaltsinn vergolten, den sie gegen sie bezeugte; von ihrem Vater aber unterhielt sie Zeit Lebens ein zärtliches Andenken.

Einige Tage nach der Geburt dieser Prinzessin fiel ein Balke bey dem Bette nieder, wo sie schlief, ohne ihr den geringsten Schaden zuzufügen. Ihre Wärterinnen ließen sie viele gefährliche Fälle thun, entweder aus Unvorsichtigkeit, oder um ihr das Leben zu rauben, wie **Christine** in ihren **Memoiren** für gewiß behauptet. Alle diese Zufälle aber ließen keine weitere Folge nach sich, als ein wenig Unregelmäßigkeit in der Statur; die eine Schulter war etwas höher, als die andere; ein Fehler, den sie iedoch durch die Art sich zu kleiden zu verbergen wußte.

Die vornehmsten Reichsstände wurden zusammenberufen, statteten der Tochter **Gustavs** ihre Ehrenbezeugungen ab, welche, wie sie selbst von sich sagt, mitten unter Glück und Siegen auf Palmen und Lorbeern schlief, und spielten mit ihr in der Wiege.

Der König hatte eine vorzügliche Neigung auf diesen einzigen Abkömmling geworfen, in dem er sich wieder aufleben sah. Zu einer Zeit, da er sich in den Erzgruben, weit von **Stockholm**, befand, ward die junge **Christine** von einer tödlichen Krankheit ergriffen; sogleich reiste er ab, als er von dieser traurigen Neuigkeit unterrichtet war, und kam voll Bestürzung mit größrer Geschwindigkeit an, als iemals ein Cu-

rier gebraucht hat. Doch sein liebstes Kind gelangte bald wieder zur Gesundheit, und **Gustav** verordnete wegen seiner Genesung feyerliche Lustbarkeiten.

Er nahm seine Tochter auf seinen Reisen mit sich; sie war noch nicht zwey Jahre alt, als er sie schon nach **Calmar** führte. Der Guverneur des Orts fragte an, ob er bey der Ankunft Seiner Majestät die gewöhnlichen Freudenschüsse von der Besatzung und dem Geschütze der Festung thun lassen sollte, weil man besorgte, die junge Prinzessin zu erschrecken, deren Gesundheit dem Könige und dem Lande so schätzbar war. **Gustav** bedachte sich ein wenig wegen der Antwort; nach einem kurzen Stillschweigen sagte er: „ja, sie mögen schießen; sie ist eines Soldaten „Tochter; sie muß sich daran gewöhnen.“ Das Kind, weit entfernt über diesen kriegerischen Schall zu erschrecken, lachte, klopfte mit den Händen, und verlangte durch seine Gebärden und seine Freude, daß man noch einmal anfangen möchte. Unstreitig sind diese Umstände nicht von Wichtigkeit; allein sie können doch dienen, die Neigung **Christinens** in ihrer Kindheit zu bezeichnen. **Gustav**, als Vater, betrog sich darinne nicht; er nahm die Kennzeichen der natürlichen Unerschrockenheit seiner Tochter mit Freuden auf. Von diesem Augenblicke an nahm

er

er sie mit sich zu den Musterungen der Soldaten; und bey Wahrnehmung des Vergnügens, das sie über den kriegerischen Anblick empfand, sagte er: „gut, laß mich dafür sorgen; ich will „dich einmal an Oerter führen, wo du zufrieden „seyn sollst.“ — „Aber zu meinem Unglücke, (ruft die Prinzessin aus, da sie auf diesen Umstand zu reden kömmt,) hinderte ihn der „Tod, mir sein Wort zu halten, und ich ward „des Glücks beraubt, meine Probejahre unter „einem so guten Meister auszustehen.“ Wirklich hat **Christine** ihr ganzes Leben über bedauert, daß sie sich niemals in einer Schlacht, an der Spitze eines Kriegsheers, befunden hätte.

Deutschland hatte Polen im Kriege Hülfe geleistet. Schweden hatte sich also an dem römischen Reiche zu rächen, und die protestantischen Fürsten, die von ihm Beystand erbaten, wider die Unterdrückung des Hauses Oesterreich zu vertheidigen. Auch Papisten verlangten, daß diese furchtbare Macht, die ganz Europa bedrohte, mitten in ihrem Laufe zurückgehalten würde. Alle die verbundnen Fürsten warfen ihre Augen auf **Gustaven**, und versprachen, ihn mit Volk und Gelde zu unterstützen. So viele Bewegungsgründe waren nicht einmal nothwendig, diesen kriegerischen König zu Ergreifung der Waffen aufzufordern.

Der Krieg sollte lange dauern, und mußte nothwendig wichtige Folgen haben. Der König sah alle Zufälle mit Weisheit voraus, und erkannte nur zu sehr das Unglück, das ihn selbst bey diesem Feldzuge erwartete. Er ordnete und veranstaltete alles so, als sollte er nicht wieder in seine Hauptstadt zurückkommen. Der Prinzessin **Katharine**, seiner Schwester, und dem Prinzen von der Pfalz, seinem Schwager, trug er die Aufsicht über die Einkünfte, und vornehmlich über die Erhaltung und Erziehung seiner lieben Tochter, auf. Die letztere ließ er von den Ständen und der Armee für seine einzige Erbin und eine Königin von Schweden erkennen, im Fall er mit Tode abgienge. Die fünf größten Herren des Landes setzte er dem Vormundschafts- und Regierungsrathe, während seiner Abwesenheit oder der Minderjährigkeit **Christinens**, vor. Die Königin schloß er ausdrücklich davon aus, weil er dieser Prinzessin ihre Abgunst vor Schweden, und die Neigung, Fremde um sich zu haben, und zu den Regierungsgeschäfften zu ziehen, abgemerkt hatte. Er überließ es den Ständen, die Zeit der Mündigkeit ihrer Königin, nach Maaßgabe ihres frühzeitigen Wachsthums an Fähigkeit, zu bestimmen. Der Großkanzler **Axel Oxenstiern, Gustavs** Günstling und erster

Mini-

Minister, ward als das Orakel von Schweden betrachtet, und war es in der That. Der König schrieb ihm einmal: „wenn er nicht von der „höhern Fähigkeit seines Kanzlers überzeugt wä„re, wollte er lieber die Regierung niederlegen, „als fortführen.“ Der Verschwiegenheit dieses großen Mannes vertraute der König seine Geheimnisse, Absichten, Besorgnisse und Hoffnungen; er gab ihm besondre Anweisungen, um die gute Ordnung zu erhalten, und den Ruhm der Regierung zu behaupten.

Der Reichsrath versammelte sich; **Gustav** gieng und nahm darinne den Vorsitz; er entwarf den Plan von Regimentsverfassung, den man befolgen sollte, und empfahl ihm seine Tochter, welche er bey der Hand faßte. Zugleich hielt er eine sehr bewegliche Rede, die ihm von der väterlichen Zärtlichkeit und Sorge für das gemeine Beste eingegeben wurde.

Endlich machte er sich zu seiner großen Reise fertig, auf der ihn die Königin begleitete. Man hatte die kleine **Christine** eine Rede auswendig lernen lassen, die sie ihm beym Abschiede vorsagen sollte. Der König, den seine Geschäffte zerstreuten, bezeugte wenig Aufmerksamkeit. Das Kind aber zog ihn beym Kleide, und machte, daß sich dieser Vater zu ihm wandte; von Kummer erweicht und durchdrungen, faßte er

sie

sie in seine Arme, und benäzte sie mit Zähren; es war der Abschied **Hectors** vom **Astyanax.** Man bemerkt es mit Vergnügen, wenn solche Helden, und Kriegsmänner von der vornehmsten Art, Beweise ihrer Menschlichkeit geben.

Christine war über ihres Vaters Abwesenheit nicht zu trösten; sie weinte viele Tage lang, so, daß man wegen ihres Gesichts in Sorgen stund, welches, so wie des Königs seines, sehr schwach war. Diese Thränen hielt man für ein schlimmes Zeichen; das furchtsame Volk, das immer leichtgläubig, oft abergläubisch ist, zog noch andre Vorbedeutungen zu Rathe, die alle ein großes Unglück ankündigten, welches der Ausgang nur zu sehr bestätigt hat.

Gustav übertraf die Hoffnung, die man von seiner Tapferkeit und Klugheit gefaßt hatte. Er bestritt die Kaiserlichen mit Vortheile. Er nöthigte sie, Pommern zu räumen, und bemächtigte sich vieler festen Pläze, wo die Feinde Vorrathshäuser angelegt hatten. Der Kaiser rufte seine Generale zurück, um dem Fortgange der Waffen dieses siegenden Königs den berühmten **Tilly** aus Bayern entgegen zu sezen; einen bejahrten Mann, von ausnehmender Erfahrung, der vieles Glück hatte, und noch niemals überwunden worden war. Des **Tilly** Glück aber vermochte nichts gegen des Königs seines; der

letzte behielt fast stets die Oberhand, er sah die geheimsten Entwürfe dieses Feldherrn voraus, kam ihnen mit fast unglaublicher Geschwindigkeit zuvor, und widerstand seinen Bemühungen mit unüberwindlichem Muthe. Endlich erhob die Schlacht bey **Leipzig Gustaven** auf den Gipfel des Ruhms. **Tilly** ward nach einem großen Blutbade und gänzlicher Unordnung seines Volks in die Flucht geschlagen. Dieses Treffen verstärkte **Gustavs** Partey mit allen den Fürsten, die zuvor bloß hatten neutral bleiben wollen.

Der Kaiser **Ferdinand der andre**, der selbst in **Wien** zitterte, schenkte vom neuen sein Vertrauen dem alten General **Wallenstein**, einem Manne, der mit großer Pracht lebte, der reich genug war, ein ganzes Kriegsheer auf seine Kosten anzuwerben, der die Liebe der Soldaten hatte, kurz, welcher der einzige war, der den Muth der Kaiserlichen wieder aufzurichten vermochte. **Wallenstein** brachte alsbald ein zahlreiches Heer auf. Die Schweden verfolgten indessen den Feind. Sie nahmen die festen Oerter auf beyden Seiten der **Donau**, bis gegen **Ulm**, weg. **Tilly** empfieng bey einem gewissen Vorfalle Wunden, an denen er nach wenig Tagen starb. **Gustav** drang in Bayern ein, und eroberte **Augsburg**, nebst andern

wichtigen Städten des obern Theils von Schwaben.

1632. **Wallenstein** eröffnete den Feldzug mit einigen Vortheilen, welche ihm Hoffnung machten, die Sache des Kaisers wieder herzustellen. Er sagte laut, er wolle die protestantischen Fürsten wieder unter das Joch bringen. In dieser Absicht wollte er die Stadt **Nürnberg** belagern, um sie zu bestrafen, weil sie **Gustavs** Partey gehalten hatte. Der König aber hatte in der Gegend sein Lager an einem sehr festen Orte aufgeschlagen. Der deutsche General wollte ihn dort einschließen. Der König bot ihm ein Treffen an, und gieng so weit, daß er ihn in seinen Verschanzungen angriff. Das Gefechte dauerte zehn Stunden, ohne entscheidend zu seyn, weil die Kaiserlichen sich nicht über ihre Laufgräben hinaus wagen wollten. Der König entfernte sich von **Nürnberg**, nachdem er die Stadt befestigt hatte. **Wallenstein** verließ seinen Posten gleichfalls, und nahm seinen Weg nach dem Meisnischen zu, um die Sachsen anzugreifen. So viel auch **Gustav** Klagen über den Churfürsten zu führen hatte, und so sehr es sein eigner Vortheil erforderte, des Kaisers Erbländer nicht zu verlassen, so wollte er doch seinen alten Bundsverwandten nicht der Gefahr preis geben. Darauf fiel den sechzehnten November

vember die Schlacht bey **Lützen** in Obersachsen vor. **Gustav** hatte die Feinde in Unordnung gebracht, hatte sich ihres ganzen Geschützes bemächtigt, und wollte eben die Flüchtigen verfolgen, als er in der Blühte des Alters, mitten unter den Seinigen, umgebracht ward, ohne daß man iemals erfahren konnte, von wem. Die Schweden setzte der Anblick des blutigen Leichnams ihres Königs in Wut; sie verfolgten die Kaiserlichen mit äußerster Erbitterung, und richteten unter ihnen ein großes Blutbad an.

Gustav war ein wohlthätiger, gerechter, leutseliger, edelmüthiger König, der seine Pflichten kannte, und in ihrem ganzen Umfange ausübte. Er gab seinem Volke gute Gesetze, und sorgte für ihre Vollstreckung. Er verbesserte viele Misbräuche bey der Verwaltung des Regiments, unterwies und ermunterte den Fleis seiner Unterthanen, belohnte Verdienste und nützliche Talente, beförderte und ehrte Wissenschaften und Künste. Die Erlernung der Geschichte, des Kriegswesens und der Tactik war sein liebster Zeitvertreib. Vornehmlich fand er sein Vergnügen daran, über des **Grotius** Buch **vom Rechte des Kriegs und Friedens** Betrachtungen anzustellen. Dieser Fürst war beredt, hielt oft öffentliche Reden, und wußte sehr fertig verschiedne Sprachen. Niemand

besaß besser die Gabe zu befehlen und sich Gehorsam zu verschaffen, sich seine Officiere und Soldaten geneigt zu machen, ein Kriegsheer aufzumuntern, alle Bewegungen dieses großen Körpers zu lenken, und dessen Haupt und Seele zu seyn. Er verstand sich auf den Character, auf die Laster und Geschicklichkeiten seiner Feinde; und erforschte die Vortheile und Entwürfe seiner Bundsgenossen. Diese Scharfsicht seines Geistes brachte ihm eine Ueberlegenheit zuwege, der nichts zu widerstehen vermochte. Niemand besaß die Kenntniß der Menschen, und die Kunst, sie zu nutzen, in höherm Grade. Der Ruhm war seine herrschende Leidenschaft; dieser folgte er, von Muthe trunken, mit einer Verwägenheit, die unstreitig bey einem Feldherrn und Könige Tadel verdiente. Sein Leib war, wie der Leib eines gemeinen Soldaten, der sich der ganzen Hitze des Streits ausgesetzt hat, mit Wunden bedeckt; das kam daher, weil er selbst Soldat war, und sich auch gern so nannte. Seine Feldzüge und Siege setzen ihn in die Reihe der berühmtesten Kriegsmänner. Man macht uns von diesem Helden den Abriß, er habe eine majestätische und kriegerische Gesichtsbildung gehabt; große Züge, die aber nichts Hartes hatten; eine lächelnde und vertraute Miene. Er war von mittler Statur, aber sehr dick, iedoch noch im-

mer behend und lebhaft. Er pflegte gern zu spotten, und besaß dazu alle Geschicklichkeit. Man hat ihm vorgeworfen, daß er sich zu sehr seiner Neigung gegen das andre Geschlecht überließ, daß er zu leicht zornig ward, und daß er mit Verlust seiner Zeit und zum Schaden seines Landes sich im Wein übernahm, ohne daß er Neigung dazu gehabt hätte. Da sein Körper geöffnet ward, fand man das Herz weit grösser, als es nach den gewöhnlichen Gesetzen der Natur seyn sollte *.

Dieser Fürst hatte eine Ahndung von seinem Unglücke, ehe er die Schlacht bey **Lützen** lieferte. Er schrieb einen Brief an den Großkanzler, in dem er seinen letzten Willen aufzeichnete, und sich, ob er wohl noch bey völliger Gesundheit war, dem Tode für nahe hielt. Er befahl seinem Minister, er möchte sich **Christinens** annehmen, und der Königin, seiner Gemahlin, alle die Ehre und Achtung bezeugen lassen, die ihr gebührte, sie aber von den öffentlichen Geschäfften entfernen, und vornehmlich verhindern, daß sie an der Erziehung ihrer Tochter keinen Theil nähme.

Man erwies dem Könige die letzte Ehre mit einer seinem Range gemäßen Pracht. Er ward ein-

* Sein Herz ward gewogen; es betrug ein Pfund und zehn Unzen.

einbalsamirt, ungeachtet er Befehl gegeben hatte, seinen Leichnam nicht nach seinem Tode zu öffnen. Dieß war eine kleine Schwachheit von diesem großen Manne, die er aber, als die Wirkung einer abergläubischen Ehrerbietung für die Todten, mit seinem ganzen Volke gemein hatte. **Gustav** ward nach Schweden abgeführt. Die Königin Mutter verließ den Sarg ihres Gemahls nicht. Niemals gab eine Wittwe größre und aufrichtigere Beweise ihrer Liebe und ihres Kummers. Die Zeit vermehrte noch ihren Schmerz. Stets war sie in einem erleuchteten Zimmer verschlossen, wo ein Leichengerüste stand, und nährte ihren Gram mit dem traurigsten Anblicke. Seit **Gustavs** Absterben äußerte sie mehr Neigung für **Christinen**, weil sie sie als das lebende Bild ihres Gemahls betrachtete, mit dem das Kind in der That viele Aehnlichkeit hatte. In der ersten Heftigkeit ihrer Betrübniß und Zärtlichkeit schloß sie ihre Tochter in ihre Arme, und weinte über sie. Sie behielt zwey Jahre lang die junge Königin in ihrer traurigen Einsamkeit um sich. Ich will, sprach sie, ihre Hofmeisterin seyn, und ihr junges Gemüth bilden. Zuweilen gab man ihr, um sie zu belustigen, Hofnarren und Zwerge zur Gesellschaft, dergleichen ehedem die deutschen Höfe unterhielten, weil der Geschmack noch nicht so sehr gebessert

sert war, daß man an den Schauspielen, den Werken des Genies und der schönen Künste, Vergnügen finden konnte. **Christine** aber verabscheute und mied dergleichen elende und ungereimte Zeitkürzungen, und machte sich, so oft sie nur konnte, unter dem Vorwande des Studierens, von dem Zwange los. Dieses war der Ursprung und die Ursache der Neigung, welche sie zum Lernen und Lesen gewann.

Der verstorbne König hinterließ einen natürlichen Sohn, **Gustav Gustavson**, den er von **Margarethen**, einer Tochter **Abraham Cabelians**, Oberaufsehers über die Handelschaft in Schweden, bekommen hatte. Dieser Prinz, der damals sechzehn Jahre alt war, als er den Tod **Gustavs** vernahm, lief hinzu, brachte es durch Bitten dahin, daß ihm das Grab seines Vaters geöffnet ward, und da er seinen Leichnam sah, rufte er mit thränenden Augen aus: „Ach! so ist er denn dahin! Ich „muß suchen durch Gottes Hülfe mein Glück zu „machen — oder das Leben zu verlieren.“ Er gieng darauf unter die weimarische Armee, wo er sich durch seine Tapferkeit hervorthat. **Christine** ertheilte ihm in der Folge die Würde eines Grafen von **Wasaburg**, um zu bezeichnen, daß er aus dem Hause **Wasa** entsprungen wäre.

1633. Schwedens Feinde hatten über des großen **Gustavs** Tod öffentliche Freudensbezeugungen angestellt. Sie faßten nun wieder Muth, und hofften, daß kein Hinderniß mehr den Lauf ihrer Unternehmungen aufhalten würde. Der Ruhm und das Glück der Schweden, welche unter der Anführung dieses Helden so hoch gestiegen waren, schienen mit ihm erstorben zu seyn. Das Bündniß der protestantischen Fürsten, dessen Seele und Oberhaupt er war, schien in Gefahr der Trennung zu kommen; ieder zog nur noch seinen eignen Vortheil zu Rathe; Mistrauen und Misverständnisse unterbrachen alle Eintracht. Alles kündigte das Unglück einer Anarchie, und die Schrecken einheimischer und auswärtiger Kriege an. Mitten unter diesen allgemeinen Unruhen war **Christine**, die damals sechs Jahre zurückgelegt hatte, die einzige Hoffnung des Vaterlandes, und der einzige Abkömmling aus der Vermählung **Gustavs** mit **Marien Eleonoren** von Brandenburg.

Indessen versammelten sich die schwedischen Stände. Der Marschall des Reichstages hielt ihnen die Verordnung vor, welche die Töchter von der Nachkommenschaft **Carls des neunten, Christinens** Großvaters, für fähig zur Thronfolge erklärte. Ein Mitglied aus dem Bauerstande, mit Namen **Larsson**, unterbrach ihn

ihn sogleich, und fragte: „Wer ist diese Toch„ter Gustavs? Wir kennen sie nicht. Man „muß sie uns zeigen.“ Die ganze Versammlung erhob zugleich ein Gemurmel, und wiederholte ebendiese Worte. Der Landmarschall, um die Klagen zu stillen, suchte Christinen auf, brachte sie in seinen Armen herbey, und stellte sie mitten unter die Versammlung. Der Bauer trat hinzu, betrachtete sie aufmerksam und rufte aus: „Ja, sie ists. Hier sind die „Nase, die Augen, die Stirne Gustav Adolfs. „Wir wollen sie zu unsrer Königin annehmen.“ Sogleich ward sie auf den Thron gesetzt, und zur Königin ausgerufen.

Die Stände waren darum so eilig, die Erbin des Königreichs zu ernennen, damit sie dem Könige von Polen und seiner Familie alle Hoffnung benehmen möchten, welche, vermöge des Eides, durch den ehedem die Nation den männlichen Nachkommen Gustavs Wasa, eines Großvaters von Sigismunden, die Krone zugesprochen hatte, ein Recht auf die Nachfolge Gustav Adolfs zu haben schienen. Zu gleicher Zeit erklärte man, daß alle die Schweden des Lasters der beleidigten Majestät schuldig seyn sollten, welche zum Vortheile ausländischer Fürsten reden oder handeln würden.

Christinens Name ward die Losung bey den schwedischen Armeen; und die Oberhäupter derselben hatten ihr bereits den Eid der Treue geleistet. Man legte zu ihren Füßen die Siegszeichen nieder, die man in der unglücklichen Lützner Schlacht erobert hatte. Das königliche Kind fand ein Vergnügen daran, sich in seiner Würde zu zeigen. Rußland hatte, zur Bestätigung des Bündnisses mit Schweden, Abgesandte geschickt. Nun befürchtete man, daß diese Moscowiten, die in großer Anzahl kamen, die große Kleider, lange Bärte, sonderbare Gebräuche, und selbst in ihrer Höflichkeit etwas Wildes hatten, Christinen erschrecken möchten. Allein sie machte sich vielmehr eine Lust aus dieser Zusammenkunft, die man ihr so fürchterlich abbildete. Christine ward also auf einen Thron gesetzt, stellte ihre Person mit vieler Unerschrockenheit und Würde vor, und flößte selbst den Abgesandten Ehrfurcht ein, die in ihr die Tochter eines Königs und Helden nicht verkennen konnten. Sie selbst erzählt diesen Umstand in ihren Memoiren.

Die Wachsamkeit des Reichsraths, die Eintracht der Stände, und die Anschläge des Kanzlers Oxenstiern, erhielten den Staat zur Zeit der Minderjährigkeit aufrecht, bey der es nicht nur überhaupt unruhiger zuzugehen pflegt, son-

dern da auch Deutschland, Polen, Dänemark und andre Mächte, die auf den Ruhm und die Vergrösserung Schwedens eifersüchtig waren, Gelegenheit suchten, einheimische Streitigkeiten zu stiften, und auswärtige Feinde aufzuwiegeln. Rußland leistete insonderheit den Schweden, seinen Bundsgenossen, einen wichtigen Dienst, da es Polens ganze Macht durch einen hitzigen Krieg beschäfftigt erhielt, welchen es eben damals ankündigte, als **Sigismund** im Begriffe war, mit gewaffneter Hand seine Ansprüche geltend zu machen.

Die Stände ernannten, den Absichten **Gustavs** zu folge, einen Regierungs- und Vormundschaftsrath, der aus fünf Reichsräthen, den höchsten Beamten des Landes, nämlich dem Oberlandhauptmanne, dem Marschall, dem Admiral, dem Kanzler und dem Schatzmeister der Krone, bestand. Alle Stimmen verlangten einhällig, daß die Oberaufsicht der ausländischen, vornehmlich der deutschen Angelegenheiten, dem Kanzler **Oxenstiern**, mit unumschränkter Gewalt, Krieg und Frieden zu beschließen, übertragen würde. Dieses vollkommne Vertrauen war die Nation dem patriotischen Geiste und der Geschicklichkeit dieses berühmten Mannes schuldig.

Der

Der Großkanzler berufte, im Namen der jungen Königin, eine allgemeine Versammlung nach **Heilbronn**, wo die verbundnen Fürsten sich in Person oder durch Deputirte einfanden. Der schwedische Minister, als Oberhaupt des Bündnisses, setzte hier die Vortheile seiner Königin und der protestantischen Partey fest. Er erneuerte die Bündnisse zwischen Schweden und Frankreich, Holland und England, und ließ die Vereinigung aller Stände des deutschen Reichs, die gemeinschaftliche Sache machten, bis zu Ende des Kriegs bestätigen. Die Bundsgenossen machten sich anheischig, auf ihre Kosten ein Kriegsheer von sechzigtausend Mann unter schwedischen Generalen zu halten, und es nach Befinden der Umstände und ihres gemeinschaftlichen Vortheils zu vermehren. Zu ebender Zeit, da die Bundsverwandten, im Einverständnisse mit Schweden, dem Großkanzler die Besorgung aller Angelegenheiten auftrugen, welche nur die gemeine Sache betrafen, ordneten sie ihm zu seiner Unterstützung einen Ausschuß zu, den man Consilium formatum nannte.

Oxenstiern zeigte in der Versammlung zu **Heilbronn** sein Ansehen auf eine vorzügliche Art, indem er des Pfalzgrafen **Friedrichs** Kinder wieder in ihre Länder und in die Churwürde einsetzte. Er gedachte hierdurch das pfäl-

zische

zische und brandenburgische Haus desto genauer in die Verbindung einzuflechten, um den sächsischen Churfürsten zurückzuhalten, der ingeheim mit dem Kaiser in Unterhandlung stand, die protestantische Partey zu verlassen. Es bedurfte des ganzen Eifers und der ganzen Staatsklugheit dieses großen Mannes, wenn er es über sich nehmen konnte, sich auf solche Art mit den deutschen Churfürsten, deren Vortheile und Neigungen so verschieden waren, in Unterhandlung einzulassen, und die fremden Generale, ungeachtet ihrer widerstreitenden Absichten, ihrer Misgunst und Eifersucht, nach **einem** Ziele zu lenken. **Oxenstiern** wußte sich iedoch mit Ruhm aus diesem Labyrinthe loszuwickeln, den Muth der ehmaligen Freunde von Schweden wieder zu beleben, und ihre Eintracht zu befestigen. Er vereitelte die Maaßregeln seiner Feinde, erhielt seinem Vaterlande die Oberstelle bey Besorgung der Angelegenheiten, ja fast ebendie Liebe und ebendas Ansehen, worinne es zu **Gustavs** Zeiten gestanden hatte. Ganz Europa lobte einmüthig die Weisheit und Geschicklichkeit dieses Ministers.

Der pfälzische Prinz überließ dem Vormundschaftsrathe die Aufsicht über die Kroneinkünfte, die der verstorbne König ihm übertragen hatte. Aber die Prinzessin **Katharine**, seine Gemahlin

und Christinens Tante, blieb stets um ihre Nichte, um unausgesetzte Sorge für ihre Erhaltung zu tragen. Der Reichsrath war nicht nur darauf bedacht, die Ruhe des Landes zu befestigen, ihm seine Eroberungen zu erhalten, die in Deutschland weggenommnen Plätze an der Küste der Ostsee zu vertheidigen, Mittel zur Fortsetzung des Kriegs herbey zu schaffen, und zu einem rühmlichen Frieden zu gelangen; sondern er begriff auch den unschätzbaren Vortheil, die Kindheit seiner Königin zu bilden, und ihren Verstand und ihr Herz mit solchen Eigenschaften und Tugenden zu erfüllen, welche geschickt seyn könnten, den Glanz der Krone zu erhöhen, und ihre Herrschaft glücklich und blühend zu machen. „Ein Kind, das für den „Thron geboren wird, ist ein allgemeines Gut, „von dem der Ruhm des Staats und das Glück „der Privatpersonen abhängt. Diejenigen irren sich sehr, welche glauben, die einzige Zeit, „da die Wahrheit sich den Fürsten nähere, sey „die Kindheit; denn man fürchtet sie und schmei„chelt ihnen bis in die Wiege. Die Menschen „scheuen sich eben so sehr vor dem Gedächtnisse „der Fürsten, als vor ihrer Macht; sie gehen „mit ihnen als mit jungen Löwen um, die im„mer die Haut zerkratzen können, ob sie gleich „noch nicht auffressen.“ Das sind Be-

trachtungen, die **Christine** selbst anstellt.

Der Reichsrath ordnete also der Prinzessin solche Leute zu, welche Muster an allen Arten von Tugend waren, und gab ihr Lehrer in allen nützlichen und angenehmen Wissenschaften. Die Stände trugen Sorge, den Plan ihrer Erziehung selbst zu entwerfen, und sie in der großen Kunst zu herrschen unterrichten zu lassen. **Christine** zeigte von ihrer zartesten Jugend eine leichte Fassungskraft, und unglaubliche Begierde zur Erlernung der Staatskunde, der Wissenschaften und der Sprachen. Die alte Geschichte lernte sie aus den Originalschriftstellern, und las besonders den **Polybius** und **Thucydides**.

Gustaf Adolf hatte seiner Tochter den Reichsrath und Oberhofmeister des königlichen Hauses, **Axel Banier**, zum Hofmeister verordnet. Er war ein Günstling dieses Monarchen, der Vertraute seiner Liebeshändel, und Mitgenosse seiner Ergetzlichkeiten. Er war ein guter Hofmann, der wenig Wissenschaft besaß, die adelichen Leibesübungen liebte, von seinen Leidenschaften beherrscht ward, aber viel auf Ehre hielt. Der untergeordnete Hofmeister, den gleichfalls der König gewählt hatte, war der Reichsrath, **Gustav Horn**, ein Vetter des Marschalls dieses Namens. Dieser Herr hatte

Reisen an die gesittetsten Höfe Europens gethan, und seinen Unterricht aus der allgemeinen Schule der Nationen geschöpft. Er liebte die schönen Wissenschaften, redete mit Fertigkeit verschiedne Sprachen, war ein guter Staatsmann, und sehr geschickt, einen jungen Fürsten zu bilden. **Christine** aber hielt sich vornehmlich an **Johann Matthiä**, den ihr Vater ihr zum Lehrer ernannt hatte; sie rühmt ihn an verschiednen Orten ihrer **Memoiren**; sie erweist ihm die Gerechtigkeit zu sagen, er habe die Tugend geliebt, habe sie andern geschickt beygebracht, und selbst ausgeübt. Die Beschäfftigung mit den Wissenschaften und der Gelehrsamkeit war ihm gewöhnlich; er besaß viele Vernunft, Gelindigkeit, eine große Gelehrsamkeit, und verstand die Kunst, ohne Pedanterey zu unterrichten.

Der König hatte verordnet, man sollte zwar seiner Tochter Ehrbarkeit und Sittsamkeit, die Haupttugenden ihres Geschlechts, beybringen, außerdem aber ihr eine ganz männliche Erziehung, sowohl in den Uebungen des Verstandes als des Leibes, verschaffen. Sie ließ sich ausnehmend wohl zu den Absichten dieses Fürsten an. Von Kindheit auf ließ sie **eine unüberwindliche Abneigung vor allem dem, was Weiber sagen und thun,** blicken. (Dieß sind ihre eignen Worte.) In den kleinen weiblichen

lichen Verrichtungen mit der Hand war sie über- aus ungeschickt. Vielmehr zeigte sie besondre Neigung nicht nur zu den tiefsinnigsten Wissenschaften, sondern auch zu den körperlichen, mit noch so großer Ermüdung verknüpften Uebungen, aus denen eine männliche und abgehärtete Erziehungsart besteht. Der Großkanzler **Oxenstiern** trug gleichfalls besondre Sorge, dieser jungen Prinzessin die Einsichten seines Verstandes und seiner Erfahrung beyzubringen. Er bildete sie in der großen Kunst zu regieren, unterrichtete sie von ihrer hohen Bestimmung, und den Mitteln, derselben mit Ruhm Gnüge zu leisten.

Indem **Christine** zu mehrerm Wachsthume gelangte, und unter der Aufsicht dieser vortrefflichen Männer zunahm, behaupteten die Schweden und ihre Bundsgenossen noch immer die Ueberlegenheit ihrer Waffen. Der General **Horn** hatte Elsaß erobert, und die bayerische Reuterey bey **Kempten** geschlagen. Herzog **Georg** von Lüneburg hatte einen Sieg über den Grafen von **Mannsfeld** davon getragen, und verschiedne Plätze in Westphalen eingenommen. Ein großer Theil des Münsterischen kam unter die Herrschaft des Landgrafen **Wilhelms**. In Schlesien aber erregte die Eifersucht unter den schwedischen und sächsischen Generalen Zwie-

spalt, und hielt ihren Fortgang auf. Noch grössers Unglück hatte man von dem Aufstande der schwedischen Officiere zu fürchten, welche ihren Gehalt bezahlt haben wollten, und für ihre Dienste Belohnung forderten. Der Herzog **Bernhard** erregte ingeheim diese Unruhen, damit er das uneingeschränkte Commando über die verbundnen Armeen bekäme, und damit ihm das Herzogthum Franken, Würzburg und Bamberg abgetreten würde. **Oxenstiern** entdeckte seine Absicht, überließ ihm Franken, und bewog ihn, den übrigen Ansprüchen zu entsagen.

Die verbundnen Fürsten unterhielten verschiedne Kriegsheere, die an verschiednen Orten stunden. Die Kaiserlichen, welche an Zahl überlegen waren, vertrieben die Schweden aus Sachsen; die leztern aber behielten im Fränkischen und Pfälzischen die Oberhand. Der Landgraf **Wilhelm** eroberte **Paderborn.** Herzog **Georg** von Lüneburg belagerte **Hammeln,** und nahm es ein, nachdem er funfzehntausend Mann, die zum Entsatze gekommen waren, geschlagen hatte. Die Stadt **Osnabrück** konnte den Alliirten nicht widerstehen. Zu gleicher Zeit schlug **Christian,** aus der pfälzischen Linie der Grafen von **Birkenfeld,** die Lothringer im Niederelsaß, und öffnete sich den Eingang nach Schwaben. Hierauf kam aus Italien der Her-

zog

zog **Feria** mit funfzehntausend Mann, welche sich zu dem Kriegsheere **Altringers**, eines der Generale des römischen Reichs, begaben. **Gustav Horn** schloß diese Armee so enge ein, daß er ihr häufigen Verlust zufügte, und zuletzt den General nöthigte, sich nach Bayern zurück zu ziehen. Der Herzog **Feria**, den nach Glück dürstete, den die Begierde nach Ruhm anfeuerte, und der schon seine großen Thaten, die Ueberlegenheit seiner Waffen, seine reichlichen Hülfsmittel und seine Erfahrung rühmte, konnte die Schande seines Unglücks nicht überleben, und starb vor Gram und Verzweiflung. Herzog **Bernhard** betrog den **Johann von Wert**, einen berühmten Feldherrn der Kaiserlichen, indem er sich stellte, als wollte er **Münster** angreifen, an dessen statt aber schleunig nach **Regensburg** rückte. Er bemächtigte sich dieses wichtigen Platzes, nebst verschiednen andern, und richtete große Verwüstung in Bayern an. Er ward aber genöthigt, sich nach der Donau zu ziehen, weil der General **Wallenstein** sich näherte, um ihn anzugreifen.

Obwohl die Schweden meistens den Kaiserlichen überlegen waren, erlitten sie doch auch zuweilen Verlust. Diese Abwechslung von Glück und Unfall, die schlechte Eintracht der Oberhäupter der Partey, der Mangel an gutem Ver-

nehmen unter den geringern Mitgliedern des Bündnisses, verursachten auf beyden Seiten ein Gleichgewicht an Verlust und Vortheil, und machten die Absicht und den Ausgang des Krieges ungewiß.

1634. **Wallenstein** hatte an der Spitze des kaiserlichen Kriegsheers einen Sieg über die Schweden bey **Steinau** erfochten. Dieser General vereinigte gleichsam das Glück mit seinen Fahnen. Er besaß das Vertrauen der Soldaten; sein Uebermuth aber, seine harte und stolze Gemüthsart, seine Liebe zur Unabhängigkeit, erregten ihm viele Feinde und Misgünstige, die ihn bey dem Kaiser, dessen Freund, Rathgeber und Stütze er gewesen war, in Ungunst brachten. Man gab ihm Verrätherey und hochmüthige Absichten schuld, an denen er in der That arbeitete. Er that Frankreich, und andern Mächten, welche Feinde des Reichs waren, den Vorschlag, mit seiner Armee zu ihnen überzugehen, wenn man ihm bey der Eroberung des Königreichs Böhmen beystehen wollte. Man besorgte aber, diese Versprechungen wären ein Fallstrick, den der Kaiser mit seinem General abgelegt hätte, um die Partey der Bundsverwandten desto sichrer zu schwächen. **Wallenstein** sah alle seine Entwürfe der Hoheit, die er entweder in der That gemacht, oder die man ihm nur beygemessen

gemessen hatte, vereitelt, und erlag unter dem Ansehen seiner Nebenbuler. Der Kaiser übergab seine Armeen seinem ältesten Sohne, dem Erzherzoge **Ferdinand**, Könige von Ungarn und Böhmen. Wenig Tage nach seiner Ungnade ward **Wallenstein** zu **Eger** von drey schottländischen Officieren ermordet.

Die Macht der Kaiserlichen und Alliirten blieb noch einige Zeit, ohn einen entscheidenden Vortheil, im Gleichgewichte. Inzwischen suchte der König in Ungarn Gelegenheit, sich hervorzuthun. Er belagerte **Regensburg**, und nahm diesen festen Platz weg. Die Bundsgenossen kamen zu spät, der Stadt Hülfe zu leisten; sie zogen sich also in die Gegend von **Repsingen** in einen vortheilhaften Stand zurück. Die Ungeduld, die so oft mit Unvorsichtigkeit begleitet ist, bewog die schwedischen Generale, die Kaiserlichen anzugreifen, die damals durch ein Corps von Spaniern verstärkt waren. Der General **Horn** wollte nicht dazu rathen; seine Vorsicht aber ward für Schwachheit gehalten, und er mußte nachgeben. Die Schlacht erfolgte bey **Nördlingen.** Der größte Theil des schwedischen Fußvolks ward niedergehauen; eine Menge Schweden wurde gefangen, unter denen sich **Gustav Horn** selbst befand, der Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte, aber weit mehr we-

gen seiner Erfahrung zu schätzen war, die man dießmal unglücklicher weise nicht zu Rathe gezogen hatte.

Die protestantische Partey ward durch diesen Schlag erschüttert, dessen Folgen nothwendig sehr betrübt seyn mußten. Der Churfürst von Sachsen folgte in der gemeinen Sache nur seinem persönlichen Vortheile, trennte zuerst die Eintracht der Bundsverwandten, und trat auf diejenige Seite, welche die Oberhand gewann. Die Kaiserlichen indessen machten sich ihren Sieg zu Nuzze; sie bemächtigten sich vieler wichtigen Plätze, und verfolgten ihre Feinde. Bey dieser äußersten Gefahr nahmen die Schweden ihre Zuflucht zu Frankreich, und traten dieser Macht zur Belohnung der Dienste, die sie von ihr erwarteten, **Philippsburg** und die Provinz Elsaß ab.

Der Großkanzler gieng selbst nach **Paris**, einen Vergleich auszuwirken, der ihn in den Stand setzen sollte, den verfallnen schwedischen Angelegenheiten wieder aufzuhelfen. Dieser Minister empfieng von dem Könige und den Großen des Landes die Ehrenbezeugungen, die seinem Range, und noch mehr seinen Verdiensten, gebührten. Er rühmt dieses selbst bey mehr als einer Gelegenheit.

Der berühmte **Johann von Wert**, der ehedem durch seine Einfälle in Frankreich vieles

Unheil

Unheil gestiftet hatte, dessen Name den parisischen Einwohnern furchtbar, und seitdem so gewöhnlich geworden war, daß man ihn zum Sprichworte machte; dieser ward endlich von den Schweden gefangen genommen, und den Franzosen ausgeliefert. Als nun General **Horn** in die Gewalt der Kaiserlichen gerieth, that der Kanzler **Oxenstiern**, ein Schwager des unglücklichen Generals, den Vorschlag, ihn mit dem **Johann von Wert** auszuwechseln. Allein er fand bey dieser Nation viele Schwierigkeit und Unentschlossenheit, weil sie nicht gern ihrem furchtbaren Feinde die Freyheit wiedergeben wollte. Das häufige Anhalten der Königin, des Regierungsraths, des Großkanzlers, konnte gleichwohl nicht hindern, daß der Feldmarschall **Horn** acht Jahre lang in der Gefangenschaft blieb.

Die Kaiserlichen überraschten **Philippsburg**, wo die Franzosen vielen Vorrath aufgeschüttet hatten; sie bemächtigten sich andrer Städte, und setzten Schweden in die Nothwendigkeit, einen Theil seiner Eroberungen wegzugeben, damit es nur Zeit gewönne, und nicht auf einmal überwältigt würde. Es war gezwungen, Preußen an Polen zu überlassen, um diese Macht zu entwaffnen, und die Verlängerung des Stillstandes, der nun bald zu Ende gehen wollte, auszuwirken. 1635.

Von dem sächsischen Churfürsten aber hatten die Schweden in der That das meiste zu fürchten. Diesen konnte nichts zurückhalten. Er verfolgte mit größter Hitze seine ehmaligen Bundsgenossen, und wandte, um sie aufzureiben, eben so viele List als offenbare Gewalt an. Seine Geschenke und Versprechungen hatten bereits einen Theil der schwedischen Officiere verführt, bey welchen der üble Erfolg und Mangel der Besoldung den Eifer und die Liebe für das Vaterland schwächte.

Zween Männer bestimmten damals die Schicksale und die ganze Wohlfahrt Schwedens. Der Kanzler **Oxenstiern**, einer der geschicktesten und arbeitsamsten Staatsleute, besorgte die Unterhandlungen. Der General **Banier**, der muthigste und vortrefflichste unter den Kriegsleuten seiner Zeit, führte die Entwürfe aus. **Banier** war genöthigt gewesen, in das Braunschweigische zu gehen, um die Verständnisse zu hintertreiben, welche der Churfürst von Sachsen bey seiner Armee unterhielt. Die Sachsen machten sich seinen Abzug zu Nutze, um sich auf beyden Seiten der Elbe auszubreiten. Als der schwedische General von ihrer Ankunft Nachricht erhielt, that er einen beschleunigten Marsch, überfiel die feindliche Armee, hieb einen Theil davon nieder, und machte viele Gefangne. Dieser

ser Sieg war von verschiednen andern Vortheilen begleitet, unter denen der vornehmste war, daß er den Muth seiner Völker aufrichtete, und die misvergnügten Schweden im Gehorsam erhielt.

Das protestantische Bündniß war völlig getrennt. Von allen ihren deutschen Bundsgenossen hatten die Schweden keinen mehr übrig, als den Landgrafen von Hessen; dieser Fürst aber war von Feinden umringt, und konnte nichts zu ihrem Vortheile thun. Holland, England, Frankreich, schlugen es aus, sich öffentlich wider Deutschland zu erklären, und blieben bloß dabey stehen, daß sie ingeheim für die Sache der Schweden gute Wünsche thaten. Diese Nation war also bloß auf ihre eigne Macht eingeschränkt, und trug dennoch, da sie geschickte und eifrige Feldherren hatte, über die Sachsen und Kaiserlichen häufige Vortheile davon.

1636.
1637.

Die Schweden hatten bloß die Absicht, sich zu vertheidigen, und betrachteten den Sieg nur als ein sichrers Mittel, zu einem rühmlichen Frieden zu gelangen. Sie hatten beynah ihren Endzweck erreicht, als ein pommerischer Edelmann den kaiserlichen General Gallas mit seinem Kriegsheere durch einen abgelegnen Weg in sein Vaterland führte. Sogleich gewann alles ein andres Ansehn. Dieser Einbruch setzte die Kai-

serlichen in Besitz vieler beträchtlichen Oerter, und verschaffte ihren Waffen in Pommern, Sachsen, Oberdeutschland, und Westphalen, die Ueberlegenheit.

1638. Diese Abwechslung von Sieg und Niederla-
1639. ge verlängerte die Uebel des Kriegs, und machte die Unterhandlungen um so viel schwerer, weil iede Partey ihre Vortheile allzusehr zu nutzen suchte, und allzuviel von Glück und Zeit erwartete. Der Herzog **Bernhard** brachte wieder ein Kriegsheer auf, schlug die Kaiserlichen bey verschiednen Vorfällen, und nahm ihnen einige Plätze weg. Er verband sich darauf mit dem General **Banier**, damit sie gemeinschaftlich ihre Unternehmungen ausführen könnten. Beyde große Männer giengen darauf um, das ganze Kriegsfeuer in den Schoos der kaiserlichen Erbländer zu versetzen. Das ist oft das einzige Mittel, einen mächtigen Feind zu bezwingen, wenn er weit umher alles durch seine Waffen in Schrecken setzt, daß man ihn nöthigt, für seine eignen Länder zu zittern. **Banier** befolgte diesen Entwurf in seinem ganzen Umfange. Er breitete sich mit unglaublicher Geschwindigkeit aus, er hatte ieden Schritt zu verfechten, und iedes Gefecht war ein Sieg.

Die Schweden gewannen also wieder die Oberhand; ihre Feldherren überwanden an allen

Orten.

Orten. Das Reich gerieth in Bestürzung, und glaubte, es könne niemals zu viele Völker ins Feld stellen, um seine Feinde aufzuhalten. Schon hatte sich Herzog **Bernhard** einen Weg nach Bayern gebahnt; er stand im Begriffe, dort einzubrechen; der Tod aber hielt ihn mitten in seinem Laufe zurück, und setzte die Angelegenheiten in neue Verwirrung.

Herzog **Bernhards** Armee, die man auch die weimarische nannte, befand sich ohne Oberhaupt. Verschiedne Mächte machten auf diese Völker Anspruch. Der Churfürst von der Pfalz schickte Abgeordnete, um mit ihnen einen Vergleich zu treffen; er selbst reiste aus England ab, und gieng durch Frankreich, um sich nach Deutschland zu begeben. Unterwegs aber ward er zu **Moulins** angehalten, und gefangen genommen. Man führte ihn auf das Schloß **Vincennes**, weil er nicht vorher dem Könige von seiner Reise Nachricht gegeben hätte, ehe er durch seine Staaten gieng. Die Franzosen wollten nämlich diesen Fürsten an seinen Unterhandlungen hindern, weil sie selbst auf die verledigte Armee ein Absehen hatten. Es glückte ihnen in der That, **Erlachen**, den vornehmsten Officier Herzog **Bernhards**, durch Geld und Versprechungen zu gewinnen, daß ihnen diese Armee mit ihren Eroberungen, vornehmlich die Stadt

Brisach, übergeben ward. Sie setzten über dieselbe den Grafen von Guebriant.

1640. Die Schweden erhielten vom neuen Vortheile über die Kaiserlichen, konnten sie aber noch nicht nöthigen, den Frieden einzugehen. Dazu gehörten größre Niederlagen. General Banier erweckte wieder den Eifer der Alliirten; er verband seine Armee mit der weimarischen, hessischen und lüneburgischen. Dadurch entstand ein furchtbares Heer, das im Stande gewesen wäre, seinen Feinden Gesetze vorzuschreiben, wenn es durch ein geschicktes Oberhaupt wäre belebt worden. Allein der Stolz der Generalspersonen, welche damals auf die Ehre des Commando Anspruch machten, ward das größte Hinderniß, das diese Armee zu übersteigen hatte; und wie es stets bey solchen Gelegenheiten sich ereignet, so war der besondre Vortheil dem allgemeinen Besten hinderlich. Man war also genöthigt, sich zu theilen, und seine Unternehmungen besonders auszuführen.

Die Häupter des Regierungsraths, welche von den Verrichtungen der Kriegsheere entfernt, und, wegen ihrer widerstreitenden Meynungen, langsam in ihren Entschließungen waren, legten dem Fortgange der Sache neue Hindernisse in den Weg. Sie waren eifersüchtig auf ihr Ansehen, und suchten alle diejenigen bey Seite zu

schaffen,

schaffen, welche ihm das Gleichgewicht halten konnten. Die verwittwete Königin, **Christinens** Mutter, konnte keinen Antheil an der Regierung erhalten, und sah sich einiger maßen gezwungen, ihren Aufenthalt auf dem Schlosse **Gripsholm**, in der Provinz Südermannland, zu nehmen. Darauf beschloß sie, Schweden, über das sie misvergnügt war, zu verlassen. Sie unterhielt geheime Verbindungen in Dänemark, und da sie den dasigen König geneigt fand, ihre Flucht zu begünstigen, machte sie sich auf einem Kahne davon, der sie nach der Insel Gothland überführte, wo zwey Kriegsschiffe ihr entgegenkamen. Die Königin bestieg das eine, und ward im Triumphe nach Dänemark geführt. Schweden bezeigte sich darüber unwillig, und ließ bald darauf seine Rache ausbrechen.

Der Graf **d'Avaux** und Pater **Bougeant** haben diese Flucht für eine Liebesbegebenheit angesehen. Der erste erzählt diesen Vorfall der Herzogin von Savoyen in folgenden Worten: „Ein König und eine Königin aus Norden, die „durch einen Arm des Meers, der ihren Län„dern zur Gränze dient, getrennt waren, em„pfanden ein Verlangen, einander näher zu kom„men. Ihr gutes Vernehmen fieng sich durch „geheime Gesandtschaften an, welche der Ge„schicklichkeit einer verständigen Frau aufgetra-

„gen

„gen wurden, die unstreitig die Sache besser „verstehen mag, als wir andern Abgesandten „alle — An einem glücklichen Morgen, vor „Tages Anbruche, steigt die schöne Prinzessin, „bloß in Begleitung einer Dame und eines Ca„valiers, zu Pferde, sie durchirrt die Gehölze „und unbekannten Felsen bis zum Seeufer. Sie „überschifft die Meerenge in einem elenden Fahr„zeuge mit größrer Herzhaftigkeit, als ehedem „**Leander**. Aber mitten auf ihrer Fahrt be„gegnet ihr ein Admiral, der sie unter dem „Donner seines ganzen Geschützes an Bord auf„nimmt, und also das Geheimniß vor aller Welt „ausplaudert, das man bisher mit so vieler „Sorgfalt verschwiegen hatte. Die zur Abho„lung der Königin bestimmten Schiffe waren „prächtig ausgeziert, und mit einer Ladung der „auserlesensten Speisen befrachtet. Man hatte „auch Spielleute mitgenommen, damit bey ei„ner so galanten Lustbarkeit nichts ermangeln „möchte. In diesem Aufzuge wird die königli„che Wittwe **Gustavs** nach einer dänischen „Insel abgeführt, wo **Christian der vierte**, „der sich itzt mit Recht einen glücklichen Regen„ten nennen kann, sie bewillkommt hat.“

Es ist glaublich, daß der König in Dänemark sich geschmeichelt habe, eine Vermählung zwischen seinem Sohne **Friedrich** und der Kö-

nigin **Christine** zu stiften, daher er denn in dieser Absicht die Flucht der Königin Mutter beförderte. Diese Prinzessin begab sich hierauf in die Staaten des Churfürsten von Brandenburg, und hielt sich daselbst auf, bis die Königin, ihre Tochter, zu dem Alter gelangte, die Regierung selbst zu übernehmen. Inzwischen setzte der Reichsrath ihr einen Gehalt aus, damit sie die Würde ihres Ranges behaupten konnte. Sie gieng wieder im Jahre 1648 nach Schweden zurück, und hielt ihren Einzug zu **Stockholm** mit vieler Pracht. **Christine** war ihr, um sie zu empfangen, nach **Dahleroen** entgegen gekommen, ward aber durch ein Ungewitter überfallen, daß sie kaum auf einem schlechten Fahrzeuge an das Ufer gelangen konnte.

Einer der vornehmsten Oberhäupter der Re- 1641.
gierung starb im Anfange dieses Jahrs. Die Reichsstände übertrugen die Ernennung seines Nachfolgers der jungen Königin, welche damals dem mündigen Alter nahe war. Man bekam bey dieser verfänglichen Gelegenheit Anlaß, ihre Klugheit zu loben, mit der sie sich von aller Partenlichkeit frey zu erhalten, und die Klagen der Eifersucht zu verhüten wußte. Sie schrieb ihrem Oheim, dem pfälzischen Prinzen, **Johann Casimir**, die Ursachen, welche sie nöthigten, seinen Sohn, **Carl Gustaven**, ungeachtet

ihrer

ihrer Blutsverwandtschaft und Freundschaft, nicht ausdrücklich zum Regierungsrathe zu ernennen, weil man sich in der That hüten müßte, ihn dem Throne allzunahe zu bringen, auf den er vielleicht Absichten haben könne. **Christine** ließ sich alle die nennen, welche ein Recht hatten, auf die Bekleidung der verledigten Würde Anspruch zu machen, und überließ die Entscheidung davon dem Loose, welches sich zum Vortheile des Grafen von **Brahe** erklärte.

Wenige Zeit hernach lud der Reichsrath **Christinen** ein, sie möchte kommen, und bey seinen Versammlungen den Vorsitz führen. Sie fand sich sehr häufig dort ein, und verließ mit Freuden ihren Zeitvertreib, um der Erörterung wichtiger und verfänglicher Angelegenheiten, in Gesellschaft alter und kluger Räthe, beyzuwohnen, denen sie durch die Lebhaftigkeit ihres Verstandes und Scharfsicht ihrer Urtheilskraft vieles Vergnügen erweckte.

Inzwischen wagte **Banier** eine Unternehmung, die eben so kühn als schwer war. Er stellte sich an die Spitze seiner Armee, und näherte sich **Regensburg**, wo der Kaiser und die Stände des Reichs versammelt waren. Er gedachte sie zu überraschen, und diesen Krieg durch eine That, die vieles Aufsehen machen würde, zu endigen. Die kaiserlichen Völker

waren zerstreut, und in den Winterqvartieren; die Donau war gefroren; alles ließ sich dem Scheine nach dazu an, dieses wichtige Vorhaben zu erleichtern. Allein ein plötzliches Thauwetter hielt den schwedischen General auf, indem er eben im Begriffe war, über den Fluß zu gehen; und die große Menge von Eisschollen ließ nicht zu, daß man eine Schiffbrücke schlagen konnte. Zu gleicher Zeit trennte sich der Graf von **Gvebriant** mit seinem Volke von der schwedischen Armee, und wandte sich nach dem Mayn, so sehr ihn auch **Banier** bat, ihn nicht zu verlassen. In **Regensburg** ward alles rege gemacht. Man hatte Zeit, Soldaten zusammenzubringen. Die Schweden waren in einer dringenden Gefahr, von Feinden umringt, und bedroht, von der grössern Anzahl überwältigt zu werden. **Banier** nahm die Flucht durch den böhmischen Wald, die Kaiserlichen hielten sich unvorsichtiger weise durch eine Belagerung auf, und ließen also die Gelegenheit, sich zu rächen, aus den Händen. Das schwedische Kriegsheer kam glücklicher weise dem **Picolomini** um eine halbe Stunde zuvor, der mit dem kaiserlichen Fußvolke herbey eilte, die Schweden bey dem Uebergange bey **Priesnitz** zu überfallen; er selbst ward gefangen, und seine Soldaten waren genöthigt abzuziehen.

Durch das Absterben **Georgs** von Lüneburg verloren die Schweden einen mächtigen Bundsgenossen. Die Minister seines Hofes befolgten seinen Plan nicht mehr; sie zogen lieber ihre besondern Vortheile, als das gemeine Beste, zu Rathe.

Der Landgraf von Hessen, und der Graf von Schaumburg, giengen beynah um ebendieselbe Zeit mit Tod ab. Kein Verlust aber war empfindlicher, als der Tod des Generals **Banier**. Dieser große Mann, ein Schüler, Freund und Vertrauter **Gustavs**, war ihm in Ansehung der äußerlichen Gestalt, noch mehr aber durch die Eigenschaften des Herzens, durch die Größe und Lebhaftigkeit des Verstandes, überaus ähnlich. Die Kriegskunst hatte er vollkommen inne. Er vereinigte mit der Tapferkeit die Klugheit, mit der Geschwindigkeit der Ausführung die Weisheit der Anschläge. Man bewunderte den Entwurf seiner Feldzüge; er schien gleichsam in der Zukunft zu lesen; er wußte die Begebenheiten herbey zu bringen und zu veranstalten. Niemals war ein Unterthan für den Ruhm seines Vaterlandes eifriger. **Christine**, so jung sie war, erkannte besser, als ihr Hof, wie sehr durch den Fall dieses Generals ihr Thron erschüttert werden könnte. Sie schrieb an den Prinzen **Carl Gustav**: „Ich erhalte itzt die

„trau-

„traurige und schreckhafte Nachricht von der „Krankheit **Baniers**. Man versichert, er „werde nicht wieder aufkommen. Hier zu Lan„de fragt man wenig nach diesem Zufalle, und „bildet sich ein, in kurzem einen solchen Mann „wiederzufinden. Allein dergleichen Personen „sind selten. Wenn **Banier** stirbt, wird es „allezeit schlimm um die Sache stehen.“

Das Unglück, das die Königin vorausgesehen hatte, erfolgte wirklich. Unter der schwedischen Armee riß die Unordnung ein. Die Bundsgenossen trennten sich. Die Kaiserlichen machten sich die Unruhe der Feinde zu Nutze, erhielten einen ansehnlichen Vortheil bey **Quedlinburg**, und kamen wieder in Besitz der vornehmsten Oerter in Schlesien. **Leonhard Torstenson, Baniers** Nachfolger im Commando, ward krank, und sah sich gezwungen, lange Zeit müßig zu bleiben.

Jedoch da dieser General wieder zur Gesund- 1642.
heit gelangt war, eröffnete er den Feldzug auf eine rühmliche Art, und that sich durch seinen Eifer und die Geschwindigkeit glücklicher Unternehmungen hervor. Er hintertrieb alle Anstalten der Kaiserlichen, und fieng sie in ihren eignen Fallstricken. Die Schweden, durch ein lebhaftes und geschäfftiges Oberhaupt beseelt, gelangten wieder zu ihrer vorigen Ueberlegenheit;

ihr Muth, der durch Klugheit gelenkt ward, erhielt das Glück beständig bey ihren Fahnen. Sie siegten in Westphalen; sie rächten sich bey **Qvedlinburg**, **Torstenson** führte sie als Ueberwinder nach Schlesien, und nahm die vornehmsten Plätze mit Sturm ein. Er schlug die Reuterey **Franz Alberts**, Herzogs von Sachsen-Lauenburg, der zum Beystande der Kaiserlichen herbey eilte. Dieser Prinz selbst ward genöthigt, sich gefangen zu geben, und starb kurze Zeit darauf an seinen Wunden. Westphalen, Mähren, Sachsen, waren nach der Reihe der Schauplatz der schwedischen Kriegsthaten. Die Kaiserlichen sammelten alle ihre Macht, diesen unaufhaltbaren Strom zu hemmen. Der Erzherzog **Leopold Wilhelm**, und General **Picolomini**, vereinigten ihre Heere, thaten einen beschleunigten Zug, und verließen sich auf die überlegne Zahl ihres Volks. Die zwo feindli-
1642. chen Nationen fanden einander auf einer Ebne bey **Breitenfeld**, die schon durch einen Sieg des großen **Gustavs** berühmt geworden war. Das Treffen fieng mit Losbrennung des groben Geschützes an. Man bemerkte damals, daß eine einzige Stückkugel die Pferde **Torstensons** und noch zween andrer Officiere tödtete, ohne daß einer von den Reutern verwundet ward. Die Schweden thaten Wunder der Tapferkeit; sie

fochten

fochten auf einem Boden, der schon einmal der Schauplatz ihres Ruhms gewesen war; sie ließen fünftausend Kaiserliche auf dem Platze, machten zweytausend fünfhundert Gefangne, und verloren nur zweytausend Mann. Dieser für Schweden so rühmliche Tag ward durch die Eroberung **Leipzigs**, und andre beträchtliche Vortheile begleitet, welche die hessischen und weimarischen Völker erhielten, die sich einen Weg in das Jülichische und Cöllnische bahnten.

Christine, diese Beherrscherin eines blühenden Landes und kriegerischen Volks, vereinigte, da sie kaum die Jahre der Kindheit zurückgelegt hatte, mit den zarten Reizungen ihres Geschlechts die männliche Stärke des Geistes und alle Eigenschaften einer großen und erhabnen Seele. **Gustavs** Tochter setzte noch neuen Ruhm zu ihrem Ursprunge hinzu; ihr Verdienst war grösser, als ihre Herkunft. So viele Vortheile wurden noch durch den Glanz einer Krone erhöht, die sie nebst ihrer Hand verschenken konnte. Die angehenden Kronerben und viele Prinzen Europens wurden ihre Liebhaber; alle strebten ehrgeizig nach dem Ruhme, dieses stolze Herz zu besiegen. Die beyden Prinzen **Friedrich** und **Ulrich**, Söhne des Königs von Dänemark, und Mitbuler in der Liebe, waren die ersten, welche sich um die Vermählung mit der

jungen Königin in Schweden bewarben. Die Königin Mutter war vornehmlich dem Prinzen **Ulrich** günstig. Der Reichsrath aber verwarf diese Verbindung, aus Besorgniß, sie möchte dereinst vom neuen die Uebel hervorbringen, die Schweden damals unterdrückten, als es mit Dänemark unter **einer** Herrschaft stand.

Der Churfürst von der Pfalz bekannte sich gleichfalls für einen Liebhaber. Aber unter allen Freyern konnte sich niemand eher mit einem glücklichen Erfolg schmeicheln, als der junge Churfürst von Brandenburg, **Friedrich Wilhelm.** Der große **Gustav** selbst hatte ihn seiner Tochter zum Gemahl bestimmt; er gedachte durch diese staatskluge Vermählung Schwedens Macht in Deutschland zu vermehren, wenn die Eroberungen dieser Nation zu den Ländern des Churfürsten hinzugethan würden. Die meisten Höfe Europens betrachteten diese Heirath, welche Schweden zu einer so hohen Stufe an Macht und Größe erheben konnte, mit Eifersucht oder gar mit Furcht. Dänemark und Polen erblickten in dem Churfürsten einen furchtbaren Nachbar. Das Haus Oesterreich sah, daß seine Macht durch den Churfürsten von Brandenburg könnte im Gleichgewicht erhalten und geschwächt werden, wenn er König in Schweden würde. Frankreich und Italien hatten Ur-

sache, sich zu fürchten, wenn ein protestantischer Prinz so mächtig würde. Die Heirath wäre unstreitig zu Stande gekommen, wenn **Gustav Adolf** gelebt hätte. Die ersten Vorschläge, die bey seinem Leben gethan wurden, hatten die Freude des schwedischen Kriegsheers und Volks erregt. Allein der Reichsrath und die Regierungsräthe suchten sich von dem Antrage des Churfürsten loszuwickeln. Sie hatten ihre Freyheiten und Rechte zu erhalten, und würden geglaubt haben, daß sie unter dem Ansehen eines fremden Fürsten in Gefahr geriethen. Der Großkanzler **Oxenstiern** hintertrieb vornehmlich des Churfürsten Absichten, indem er vorstellte, dieser Herr würde Schweden mit lauter Deutschen anfüllen, denen er die vornehmsten Würden und Aemter des Landes ertheilen würde. Dieses Verhalten des Großkanzlers hatte noch andre Bewegungsgründe. Er schmeichelte sich ingeheim, es dahin zu bringen, daß die Königin seinen Sohn **Erich** zum Gemahl annähme. Allein die Gunst, in welcher dieser Minister stand, nahm ab, und er befand nach der Zeit nicht mehr für dienlich, sein Vorhaben zu äußern.

Man rechnet auch unter die Freyer, die **Christinen** angetragen wurden, den König **Johann** von Portugall, und **Philipp** von Spanien. Jedoch die Verschiedenheit der Religion

ligion ward ein großes Hinderniß. Und wie wäre es außerdem wahrscheinlich gewesen, daß Schweden sich von einem spanischen oder portugiesischen Könige hätte beherrschen lassen?

Man hatte noch einige Ursache, zu glauben, daß der Kaiser unter der Hand an einer Vermählung zwischen **Christinen** und dem römischen Könige arbeitete. Dieser Prinzessin, die nach Ehre begierig war, und wirklich die größte verdiente, konnte es schmeichelhaft seyn, wenn sie zu ihrer Würde als Königin einmal den Titel einer Kaiserin hinzusetzen sollte. Der spanische Agent, Dom **Pimentel**, ein verschlagner, schmeichlerischer Unterhändler, der bey der Königin in größtem Ansehen stand, suchte diese Angelegenheit durchzusetzen, um dem österreichischen Hause neue Macht zuzuwenden, dem Kaiser die durch die Schweden eroberten deutschen Länder wieder zu verschaffen, und eine neue Unterstützung wider Frankreichs Macht zu erhalten. Es ließ sich auch vermuthen, daß der italiänische Graf **Montecuculi**, ein General des Reichs, der an den schwedischen Hof reiste, den Auftrag hatte, sich ingeheim der Einwilligung der Königin zu versichern, ehe er dem Reichsrathe die vornehmste Absicht seiner Unterhandlung eröffnete.

Dom **Juan** von Oesterreich ward gleichfalls einer der Freyer, so wie **Sigismund Rakocci**, Graf und General von Cassovien. Die Königin Mutter und der König in Frankreich trugen dem französischen Abgesandten in Schweden, Herrn **Chanût**, auf, sich zum Besten des Prinzen **Johann Casimir** zu bewerben, der erst Jesuit und Kardinal gewesen war, nachgehends aber zum polnischen Throne gelangte. Der König **Vladislaus, Casimirs** ältester Bruder, hätte auch gern diese Verbindung gewünscht, die von so vielen Fürsten gesucht, und von keinem angenommen ward; allein er war nicht glücklicher, als seine Mitwerber.

Die Staatsklugheit, die Verschiedenheit der Religion, der Sitten und Vortheile, waren die Ursachen, welche die Königin bey ihren abschläglichen Antworten vorschützte. In der That aber hatte sie, von ihrer frühsten Jugend an, eine Abneigung vor dem Heirathen gefaßt. Man wird bald einen neuen Mitwerber sehen, der sich angab; es war derjenige, der das meiste Recht und die größte Hoffnung haben konnte, die Einwilligung der Königin von Schweden zu erlangen.

Die Schweden brachen plötzlich in Holstein 1643.
ein, fanden die Dänen ohne Vertheidigung, be- 1644.
mächtigten sich in kurzem der vornehmsten Oer-

ter dieses Herzogthums, und drangen bis an die Halbinsel Jütland. Das dänische Fußvolk, ungefähr viertausend fünfhundert Mann stark, war genöthigt, sich gefangen zu ergeben. Der Krieg entzündete sich immer mehr zwischen den zwey eifersüchtigen Völkern. Von beyden Theilen gab es hitzige Gefechte zu Wasser und Lande. Die Schweden, denen holländische Schiffe zu Hülfe kamen, hatten dabey die Oberhand, ohne iedoch ein entscheidendes Treffen zu liefern. **Torstenson** verfolgte die Kaiserlichen mit mehrerm Glücke; er schlug die Soldaten, über welche **Gallas** gesetzt war, bis auf viertausend Mann. Dieses war das traurige Ueberbleibsel eines mächtigen Heers. Noch hatte der General Mühe, diese wenigen nach geendigtem Feldzuge zurück nach Böhmen zu bringen.

Als **Christine** den achtzehnten December 1644 achtzehn Jahre alt worden war, übernahm sie die Regierung mit den bey dergleichen Gelegenheiten üblichen Gebräuchen. Von diesem Augenblick an ward sie das Oberhaupt bey Verwaltung der Angelegenheiten; sie war selbst ihr erster Minister; sie fertigte ihre Befehle aus, und gab ihren Beamten umständliche Anweisungen. „Es ist unglaublich, (sagt der französi„sche Abgesandte, Herr **Chanüt**,) wie viele „Macht **Christine** im Rathe behauptet. Sie

„verbin-

„verbindet mit der königlichen Würde Anmuth, „Ansehen, Wohlthaten, und die Gewalt zu über„reden, so daß sich selbst die Reichsräthe über „den Einfluß wundern, den sie während der „Versammlung auf ihre Meynungen hat.“ Keine Königin besaß iemals, in dem Alter der Vergnügungen und der Zerstreuung, mehr Geschmack und Fähigkeit zu den Arbeiten des Kabinets. Die Sorgen der Regierung waren ihr ganzes Geschäffte; und sie machte sich, wie sie selbst sagte, eine Veränderung an Zeitvertreib, indem sie ihre Studien abwechselte.

Die Feindseligkeiten zwischen Schweden und 1645.
Dänemark wurden fortgesetzt; doch wurden auch zwischen den zwo Mächten Friedensunterhandlungen gepflogen. Die Königin **Christine** drang in ihren Kanzler, dieses große Werk zu vollführen; sie schrieb ihm deßfalls verschiedne Briefe, die als Denkmaale ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit und Staatsklugheit aufbehalten worden sind. Kurz, dieser so gewünschte Friede ward nach **Christinens** Verlangen, durch **Oxenstierns** Bemühung, unter der Vermittelung Frankreichs und Hollands, geschlossen.

Die Königin bezeugte dem Kanzler ihren Beyfall und ihre Dankbarkeit durch das Geschenk eines beträchtlichen Ritterguts, das sie zur

Grafschaft erhob; und um die neue Würde, mit der sie diesen Minister beehrte, noch mehr zu erhöhen, setzte sie selbst eine Lobrede **Oxenstierns** auf, und las sie in einer Versammlung der angesehensten Mitglieder des Staats ab. **Christine**, die von der Sprache, Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der Griechen und Römer vollkommen unterrichtet war, hatte an der Denkungsart dieser berühmten Völker Geschmack gewonnen, und suchte sie gewisser maßen nachzuahmen. Was für ein Schauspiel mußte es für die schwedischen Reichsräthe seyn, wenn sie mitten in ihrer Versammlung die Tochter des großen **Gustavs**, eine junge Königin von neunzehn Jahren, auftreten sahen, um sie mit besondrer Hoheit anzureden, und dem Verdienste ein feyerliches Zeugniß zu geben!

Grotius, dieser durch seine weitläuftige Gelehrsamkeit, und seine Schrift vom Rechte des Kriegs und Friedens, so berühmte Mann, hatte in Holland aus den Gefängnissen die Flucht ergriffen, worein ihn die Partey der **Gomaristen** verschlossen hatte, empfieng darauf in Frankreich von dem Kardinal **Richelieu** Wohlthaten und Beleidigungen, und war endlich durch den Schutz, den ihm **Gustav Adolf** wiederfahren ließ, bewogen worden, in schwedische Dienste zu treten. Unter **Christinens** Herrschaft

schaft gelangte er zu hohen Ehren. Er ward als Gesandter an den französischen Hof geschickt, wo er nun mit dem Kardinal Minister gleichen Rang einnahm, der zuvor gegen den Gelehrten Stolz und Verachtung geäußert hatte, nunmehr aber, wenige Zeit darauf, genöthigt war, dem Abgesandten ehrerbietig zu begegnen, und in ihm die vortrefflichste Staatsklugheit und Fähigkeit zu Unterhandlungen zu bewundern. Grotius beschloß seine Gesandtschaft mit seinem Leben. Er starb zu ebender Zeit, da ihm Christine erlaubte, sich mit Ruhm, und den seinem Verdienste gebührenden Belohnungen, in die Stille zu begeben. Die Königin schrieb an seine Wittwe, sie ihres großmüthigen Schutzes zu versichern, und begehrte die hinterlaßnen Werke ihres verstorbnen Mannes, wobey sie unter den größten Lobsprüchen die Hochachtung bezeugte, die sie stets gegen seine Person und seine Schriften gehegt hätte.

Der mit Dänemark geschloßne Friede erlaubte Schweden, seine ganze Macht gegen die Kaiserlichen zu wenden. Torstenson bekrönte seine Unternehmungen durch einen neuen Sieg, den er über die Reichsarmee davon trug, und der ihm den Weg nach Mähren und Oesterreich öffnete. Dieser große General sah sich mitten auf der Laufbahn des Ruhms durch Krankheit aufgehalten.

gehalten. Er begehrte seinen Abschied. **Christine**, die niemals eine Gelegenheit verabsäumte, das Verdienst zu ehren, schrieb diesem großen Kriegsmanne einen Brief, worinne sie ihm die rühmlichsten Zeugnisse ihrer Dankbarkeit und Bewunderung gab. Wirklich verdiente der Graf **Torstenson** die Lobsprüche seiner Königin durch die Wichtigkeit und den glücklichen Erfolg seiner geleisteten Dienste. Niemals verstand ein General in höherm Grade die Kunst, die Soldaten in Zucht zu erhalten, sich Gehorsam zu verschaffen, und sie anzuführen. Er war in seinem Lager, was ein Hausvater in seiner Familie ist. Aus Ordnung und Gehorsam besteht, seiner Anmerkung nach, die vornehmste Stärke des Kriegsheers, das Glück der Feldzüge, und die Ehre des Feldherrn. Der Marschall von **Türenne** studierte unter diesem Schweden die Kriegswissenschaft. Der französische Held gestand, daß er ihm die schöne Kriegszucht abgelernt hätte, die er nachgehends bey seiner Armee einzuführen und aufrecht zu erhalten wußte.

1646. **Carl Gustav Wrangel**, der sich bereits,
1647. zumal in dem letztern Kriege gegen die Dänen, sehr hervorgethan hatte, ward zum Feldherrn der schwedischen Armeen ernannt. **Wrangel** behauptete den Ruhm der schwedischen Waffen; er rückte gegen die Weser, und eroberte unterwegs

wegs verschiedne beträchtliche Oerter. Den Entwurf zu seinen Feldzügen machte er gemeinschaftlich mit dem Viconite von Türenne. Diese zween großen Feldherren, welche vollkommen einstimmig handelten, trugen viele wichtige Vortheile über die Kaiserlichen und Bayern davon.

Der Kaiser, den der gute Fortgang der Schweden unruhig machte, kam und suchte sein Volk durch seine Gegenwart aufzumuntern. Die kaiserliche Armee lag auf einer Anhöhe in der Nachbarschaft von Eger, so daß sie von den Schweden nur durch einen Fluß abgesondert ward. Wrangel stellt sich an die Spitze einiger Escadrons Reuterey, setzt das ganze feindliche Lager in Bestürzung, dringt bis zu dem Gezelte des Kaisers, und sucht sich seiner Person zu bemächtigen. Die Leibwache wird niedergehauen; allein die schwedischen Reuter werden umringt, der Kaiser bekömmt Zeit, die Flucht zu ergreifen, und Wrangel selbst hat Mühe, sich zurückzuziehen, nachdem er eine Menge der seinigen verloren hatte.

Die Kaiserlichen, welche in ihrem Lager eingeschlossen waren, und an Lebensmitteln Mangel litten, wandten sich nach der Oberpfalz, und wurden stets durch die Schweden verfolgt, die ihnen bloß durch Scharmützel zusetzen konnten, weil sie sich, ob sie wohl an Zahl überlegen, und

in ihrem eignen Lande waren, zu keiner förmlichen Schlacht verstehen wollten.

Als **Christine** um diese Zeit mit den vornehmsten Herren ihres Hofs in der Kapelle des Schlosses zu **Stockholm** war, um dem Gottesdienste beyzuwohnen, kam ein Aberwitziger auf sie los, in der Absicht, sie umzubringen. Dieser Mann, ein Schullehrer, der in den besten Jahren war, wählte dazu den Augenblick, da die Versammlung das Gebet des Herrn in der Stille that. Er drängt sich durch den Haufen, und eilt auf ein eisernes Geländer zu, innerhalb dessen die Königin auf den Knien lag. Der Graf **Brahe**, Oberrichter von Schweden, schrie vor Schrecken laut; die Schweizer hielten ihre Hellebarden kreuzweis, um dem Unsinnigen abzuwehren. Er aber stößt sie mit Heftigkeit von sich, springt über die Schranken, kömmt zur Königin, und stößt mit einem Messer auf sie zu, das er ohne Scheide unter dem Aermel verborgen hatte. Die Königin weicht dem Streiche aus, und stößt ihren Hauptmann von der Leibwache, der alsbald über den Mörder herfällt, und ihn bey den Haaren faßt. Das alles geschah in einem Augenblicke. Man erkannte sogleich, daß der Mann wahnwitzig wäre, und keine Mitschuldigen hätte. Die Königin setzte ihr Gebet fort. Die dringende Gefahr, aus der

sie

sie kam, verursachte bloß in ihr eine Bewegung, die den Augen der Zuschauer unmerklich war, welche der Schrecken noch heftiger, als sie selbst, eingenommen hatte.

Die junge Königin war allen berühmten Männern gewogen; sie war aufmerksam auf diejenigen, die sich unter den gesitteten Völkern auf der Laufbahn der Ehre hervorthaten, und gleichsam als wäre sie zum Richter darüber verordnet, machte sie sichs zur Pflicht, selbst den Ruhm denen auszutheilen, welche sie dessen für würdig hielt. Das Lesen erhitzte noch mehr ihre Einbildungskraft; sie hatte dadurch einen gewissen Geschmack am Heldenmäßigen angenommen, der iede Erzählung einer tapfern Kriegsthat rührend für sie machte. Der große **Conde**, der sich bereits als Herzog von **Engvien** durch seine Unerschrockenheit und andre kriegerische Eigenschaften berühmt gemacht hatte, war stets ihr Held, oder vielmehr ihr Ritter. **Christine** ließ ihm durch ihren Abgesandten einen Brief zustellen, worinne sie seine Tugenden und Siege, vornehmlich den, welchen dieser Prinz bey **Nördlingen** über die Bayern erhalten hatte, ungemein herausstreicht.

Der Graf **Magnus de la Gardie** ward als Abgesandter nach Frankreich geschickt. Er war ein Sohn des Marschalls von Schweden,

und mit der Königin verwandt, weil er die Prinzessin **Marie, Christinens** Muhme von väterlicher Seite, geheirathet hatte. Sein Großvater war ein Franzose, und nicht eben von vornehmer Herkunft. „Der Graf **de la Gardie,** schreibt die Frau von **Motteville** in ihren **Memoiren,** war wohl gebildet, hatte eine er„habne Miene, und sah einem Günstlinge ähn„lich. Er sprach von seiner Königin so ehrer„bietig und eifrig, daß es sehr leicht war, ihm „eine größre Zärtlichkeit, als diejenige zuzutrau„en, welche er ihr als Unterthan schuldig war.“ Dieser Abgesandte kam nach Frankreich, an einer Verbindung dieser Macht mit Schweden zu arbeiten. Er gefiel iedermann, und ward sehr prächtig empfangen. Man wußte wohl, wie viel sein Ansehen bey der Königin vermöchte; und durch ihn hoffte man zu erhalten, daß Schweden bey der Friedensunterhandlung, die damals im Werke war, seinen Ansprüchen zum Theil entsagte, und Frankreichs Nutzen zu befördern suchte. Der Kardinal **Mazarin** betrog sich nicht in seinen Absichten; er handelte als ein guter Staatsmann, dem die geheimen Triebfedern der Höfe, und sichern Mittel, seine Unterhandlungen durchzusetzen, bekannt waren.

Christine hatte noch den Herrn **Adler Salvius** zu hoher Gnade erhoben, der zwar von

von armen Aeltern geboren war, aber von seiner Jugend an viele Neigung zur Staatsklugheit und Fähigkeit zu Regierungsgeschäfften geäußert hatte. **Salvius** war Kanzler des Hofs. Ihn ernannte die Königin zu ihrem zweyten Abgesandten bey der Friedensversammlung, und ihn setzte sie dem **Johann Oxenstiern**, einem Sohne des Großkanzlers, überhaupt aber dieser ganzen mächtigen Familie entgegen, welche gern herrschen wollte, und sich wegen ihrer ehmaligen geleisteten Dienste allzusehr erhob. Sie schrieb an **Salvius**: „Ich muß Sie ermahnen, dieses unbändige Pferd genau im Zügel „zu halten, damit es nicht plötzlich einen gefähr„lichen Sprung thun möchte.“ Beyde Minister, als Nebenbuler am Glücke, konnten sich nicht allzuwohl vertragen. **Salvius** wollte, den Absichten der Königin gemäß, den Frieden beschleunigt wissen; **Oxenstiern** hingegen ließ tausend Schwierigkeiten entstehen; er sah vorher, daß sein Ansehen sich mit dem Kriege endigen würde. **Christine**, die auf die Macht selbst zu herrschen eifersüchtig war, suchte diejenigen zu demüthigen, die bis daher auf die Angelegenheiten des Staats den meisten Einfluß gehabt hatten, und gönnte ihr Vertrauen neuen Ministern, die bloß ihr eignes Werk waren, und welche sie mit Vergnügen gegen ihren Wil-

len gelehrig fand. Die geheimen Absichten, welche die junge Königin selbst, in ihren Briefen an den Herrn Salvius, entdeckte, kündigen einen schlauen Verstand, eine standhafte unabhängige Gemüthsart an, welche sich in der Folge ihres Lebens immer mehr entwickelte.

Die Vollendung des Friedens ward noch immer durch die wenige Eintracht verzögert, welche sich zwischen den französischen Gevollmächtigten, den Grafen von Avaux und Servien, fand. Der erste ward durch die Königin Mutter, der zweyte durch den Kardinal Mazarin, unterstützt. Christine trug besondre Hochachtung für den Grafen von Avaux, und wandte sich oft an ihn, um ihn wegen ihrer geheimsten Vortheile und Absichten zu Rathe zu ziehen. Den Grafen von Servien, als den Günstling des ersten Ministers von Frankreich, suchte sie gleichfalls bey Gutem zu erhalten. „Ich muß, schrieb „die Prinzessin an den Herrn Salvius, mit „dem Herrn Servien meinen Briefwechsel „fleisig fortsetzen; denn Sie müssen erwägen, daß „er ein Getreuer des Kardinals ist. Ich kenne „überdieß sehr wohl die Gewohnheit der Fran„zosen, und weis, daß der größte Theil ihrer gu„ten Sitten in Complimenten besteht. Doch bey „der Höflichkeit verliert man nichts; man be„lohnt sie in ebender Münze, womit sie andre

„bezah-

„bezahlen.“ Man sieht, wie aufmerksam diese junge Königin auf alle Pflichten ihrer Würde war; sie bekümmerte sich bis um die kleinsten Umstände, sie studierte den Character und die Sitten der Völker, sie forschte die Fähigkeit der fremden Minister aus, um sich sowohl ihre Fehler als Tugenden zu Nutze zu machen.

Der Friede war der Gegenstand aller ihrer Wünsche. Diese Prinzessin, die mitten unter den Unruhen des Kriegs geboren war, die stets durch die alltägliche Abwechslung und das Geräusch der Waffen in Bewegung gesetzt ward, sah die Schwierigkeit ein, bey so stürmischen Zeitläuften den Plan einer weisen Regierung zu befolgen. Daher giengen alle ihre Absichten, alle Unternehmungen, dahin, Europen Ruhe zu verschaffen.

Die Abgesandten Schwedens und der meisten 1648.
protestantischen Stände hielten ihre Unterredungen zu **Osnabrück**; die Gevollmächtigten des Reichs, Spaniens, Frankreichs, Hollands, nebst dem päbstlichen Botschafter, und den Ministern der meisten katholischen Mächte, befanden sich zu **Münster**. Man hatte zween verschiedne Oerter gewählt, um die Schwierigkeiten zu vermeiden, welche der Vorsitz aller Minister derer Mächte, die den Vergleich treffen wollten, hätte veranlassen können. Zugleich aber setzte man fest,

daß die Verträge, welche an beyden Orten geschlossen würden, nur für einen einzigen gelten sollten. Niemals gab es eine feyerlichere und angesehenere Versammlung. Die Gesandten fast aller europäischen Oberhäupter setzten bey dieser Gelegenheit alle Triebfedern der feinsten Staatsklugheit in Bewegung. Allein es waren so viele verschiedne Vortheile zu vereinigen, daß sich die Unterhandlungen, vornehmlich wegen der Mishälligkeit der vornehmsten Minister, viele Jahre verzogen.

Die Franzosen indessen, welche unter dem Marschall von **Türenne** standen, behaupteten, nebst den Schweden, den Ruhm ihrer Waffen gegen die Kaiserlichen. Die Stadt **Prag** gerieth durch Verrätherey eines Oberstleutnants, der beym Kaiser in Ungnade gefallen war, in schwedische Hände. Man legte dieser Stadt Kriegssteuern auf, und machte darinne viele vornehme Gefangne. **Carl Gustav**, Herzog von Zweybrück, aus dem pfälzischen Stamme von Bayern, ein Sohn der Schwester des großen **Gustavs**, und **Christinens** leiblicher Vetter, war nach Schweden gekommen, in der Hoffnung, der jungen Königin zu gefallen, und sie zu heirathen. Allein er fand bey ihr eine eingewurzelte Begierde zur Unabhängigkeit, und unumschränkte Abneigung vor der Vermählung.

Er gab also die Hoffnung auf, ihr Gegenliebe zu erwecken, und gieng zurück nach Deutschland, wo er das oberste Commando der schwedischen Soldaten bekam, und sich durch Erfahrung und Tapferkeit hervorthat. Dieser junge Prinz hatte das Kriegshandwerk, zugleich mit dem Marschall von **Türenne**, unter dem berühmten **Torstenson** gelernt.

Das stete Glück der schwedischen Waffen machte **Christinen** zur Schiedsrichterin des Friedens. Dieser so gewünschte Friede ward endlich im October 1648 geschlossen. Man überließ auf ewig der Krone Schweden das ganze disseitige Pommern, die Insel Rügen, **Stettin** und einige andre Plätze in dem jenseitigen Pommern, die Mündungen der Oder, **Wismar**, das Erzbisthum Bremen, das Bisthum Ferden, und fünf Millionen Thaler für die Kriegskosten. Frankreichs Vortheile wurden nicht vergessen; **Christine** war dieser Nation gewogen, und wollte nichts eher zum Schlusse bringen, bis ihre Bundsgenossen zufrieden wären. Diese Verträge, an denen die größten Minister gearbeitet hatten, wurden als das politische Gesetzbuch eines Theils von Europa betrachtet.

Christine eignete die Ehre dieses großen Geschäffts ihrem Kanzler und Günstlinge, dem Herrn **Salvius**, zu. Sie glaubte, ihn nicht

besser belohnen zu können, als wenn sie ihn zum Range eines Reichsraths erhöhte, welches die angesehenste Würde in Schweden ist. „Wenn „man guten Rath und weise Entschließungen be„darf, sagte sie in der Rathsversammlung, fragt „man nicht nach den Ahnen, sondern nach Ver„stande. Dem **Salvius** mangelt nichts mehr, „als daß er aus keinem großen Geschlechte ist, „und er kann sichs zum Vortheile anrechnen, daß „man ihm nichts weiter vorzuwerfen hat. Mir „liegt daran, geschickte Männer zu haben.“

Dieser Minister nahm also seinen Sitz unter dem vornehmsten schwedischen Adel. Er hatte keine weitern Ansprüche, als den Schutz seiner Königin, und die Dienste, die er seinem Vaterlande und Europen geleistet hatte.

Auf die Schließung des Friedens folgte bald dessen Vollstreckung, vermittelst der Sorgfalt des Prinzen **Carls**, der oberster schwedischer General war, und nicht eher die Waffen weglegen wollte, bis Schweden, so wie es ausgemacht war, gänzliche Genugthuung erhalten hatte.

1649. Da die Stände die Ruhe wieder hergestellt
1650. sahen, waren sie bedacht, ihr Glück zu befestigen, und baten die Königin, sich einen Gemahl zu wählen, und zu ihrem Könige zu ernennen. Sie stellten ihr die Wünsche der Nation zum Besten des pfälzischen Prinzen **Carl Gu-**

stavs vor, gegen den die Königin die meiste Neigung, oder vielmehr wenigste Abneigung, zu haben schien. In der That hatte **Christine**, da sie noch jung war, und mit diesem Prinzen spielte, ihm die Heirath versprochen. Sie hatte ihre Vertraulichkeit fortgesetzt, und ihm stets eine besondre Hochachtung bezeugt, die er durch die Eigenschaften des Verstandes und Herzens, durch die Annehmlichkeiten seiner Person, und durch den im Kriege erhaltnen Ruhm, verdiente. Ueberdieß war **Gustav** in Schweden geboren und erzogen; er schien in so fern vor allen ausländischen Fürsten, die sich um **Christinens** Krone und Hand beworben hatten, einen Vorzug zu verdienen. Allein diese Königin war allzustolz, sich andern zu unterwerfen; sie verachtete standhaft die Verehrungen, welche ihr Liebe und Ruhmbegierde erweisen konnten. In diesen Gesinnungen bestärkte sie noch ihr Günstling, **Magnus de la Gardie**, der sie mehr als einmal zurückhielt, wenn sie im Begriffe war, dem Anhalten des Reichsraths, und vornehmlich der natürlichen Neigung, die sie für den Prinzen **Carl Gustav** hegte, nachzugeben. Der Liebling der Königin besorgte, bey ihrer Vermählung sein Ansehen zu verlieren; er schmeichelte sich, dereinst unter ihrem Namen zu herrschen; allein er erreichte seinen Zweck nicht;

er fiel sogar in Ungnade, als er seine Herrschsucht blicken ließ.

Als man **Christinen** immer mehr zusetzte, gab sie den Ständen, die auf eine Entscheidung drangen, zur Antwort: „Ich will euch lieber „einen guten Prinzen und Nachfolger bestimmen, der fähig seyn soll, die Regierung rühmlich zu verwalten. Zwingt mich also nicht zur „Vermählung. Ich könnte eben sowohl einen „**Nero**, als einen **August**, zur Welt bringen.“ Diesem Entschlusse zu folge versammelten sich der Reichsrath und die Abgeordneten der schwedischen Stände; sie wollten vom neuen der Königin Vorstellungen thun, waren aber endlich genöthigt, sich in ihren Willen zu ergeben. Sie bekräftigten die Wahl des pfälzischen Prinzen zur schwedischen Thronfolge. Der Prinz bekam von Stund an den Titel, königliche Hoheit, und legte den Eid ab, daß er und die Seinigen der Königin vollkommnen Gehorsam leisten, und als ihrer rechtmäßigen Gebieterin dienen wollten; daß er keine wichtige Angelegenheit, die Regierung betreffend, ohne nur mit Vorwissen der Königin und des Reichsraths, auf Befehl und in Vollmacht Ihrer Majestät, unternehmen würde; und daß er, im Falle seiner Gelangung zum Throne, alle Stände des Reichs, und ieden Unterthan ins besondre,

bey

bey ihren Rechten und Freyheiten erhalten und schützen wollte.

Auf diese Wahl folgte die Krönung der Königin, die zu **Stockholm** mit der außerordentlichen Pracht vollzogen ward, die dem blühenden Zustande des Reichs, und dem Ruhme, den Schweden genoß, gemäß war. Die Königin bestieg, beym Ausgange aus der Kirche, einen kostbaren Wagen, der durch vier weiße Pferde gezogen ward, vor dem ihr Schatzmeister hergieng, der dem Volke goldne und silberne Schaumünze auswarf. Gedachte etwa dadurch **Christine** sich mit den römischen Siegern zu vergleichen, und den Augen ihres Volks eine Pracht vorzustellen, die bloß den mit Lorbeern bekrönten Kriegsleuten zukam? Unstreitig verdiente sie die Ehre des Triumphs, nachdem sie Europen den Frieden gegeben, und den kriegerischsten Völkern Gesetze vorgeschrieben hatte.

Der Kanzler **Oxenstiern** machte die Bemerkung, da **Christine** die erste ihres Geschlechts wäre, die Schweden beherrschte, sollte man sie vielmehr als einen König betrachten, und also nennen. Von dieser Zeit an werden die in Schweden regierenden Frauenzimmer bey ihrer Krönung als **König**, nicht als Königin, ausgerufen.

1651. Frankreich war um diese Zeit durch Unruhen
1652. zerrüttet, und dem Schrecken eines bürgerlichen Krieges ausgesetzt. Der Kardinal **Mazarin** stund den Staatsgeschäfften vor; er herrschte mit einem gebietrischen Ansehen, das alle Stände des Reichs, die Parlementer und Prinzen vom Geblüte, wider ihn aufbrachte. Dieser erste Minister war so mächtig und kühn, die Prinzen von **Conde** und **Conti**, nebst dem Herzoge von **Longveville**, in Verhaft nehmen zu lassen. Die Königin **Christine** nahm an diesen Begebenheiten Theil. Sie schrieb an den König in Frankreich, ihn zu bewegen, daß er die Ruhe in seinem Lande wieder herstellen möchte; und als der große **Conde**, ihr Held, wieder zur Freyheit gelangte, vergaß sie nicht, ihm dazu Glück zu wünschen. „Mein Herr Vetter, schrieb „sie unter andern, ich getraue mir zu sagen, daß „bey der allgemeinen Freude Frankreichs, und „unter so vielen Personen, die Ihnen ergeben „sind, wenige an dem Glück Ihrer Freyheit „mehrern Antheil nehmen können, als ich. Al„les, was den Vortheil und die Ruhe Ihres „Landes betrifft, rührt mich so sehr, daß ich nicht „umhin konnte, meine Freude merklich zu äus„sern, als man dem Sieger in so vielen „Schlachten das Gefängniß öffnete, um „dadurch die Regierung der Königin, mei-

„ner

„ner Schwester, auf immer rühmlich zu „machen.“

Frankreichs Unglück dauerte fort, und **Christine** ließ nicht ab, ihre Vermittelung zu dessen Endigung anzubieten. Ihr Eifer für das Beste einer Nation, welche sie aufrichtig liebte, erlaubte ihr nicht, irgendein Mittel zu verabsäumen, das ihr die Ruhe wiederschenken konnte. Sie wandte sich an die Königin Mutter, an die Prinzen vom Geblüte, an das Parlement, an den Kardinal von **Retz**, an den Herzog von **Longueville**, an Mademoisell von **Montpensier**. Sie trug sogar ihrem Residenten in Frankreich auf, in ihrem Namen mit den streitenden Parteyen in Unterhandlung zu treten, und an ihrer Aussöhnung zu arbeiten. Allein die Königin that nichts weiter, als daß sie das Unglück der Zwietracht vorstellte, und zum Frieden ermahnte. Sie konnte nicht jenen verborgnen Haß, jene geheimen Triebfedern der Misgunst und Ehrsucht, und alle jene besondern abgezielten Vortheile entdecken, aus denen das allgemeine Unglück entstand, und die man gleich in ihrem Ursprunge hätte dämpfen sollen. Sie machte der Königin von Frankreich ein Geschenk mit einem guten Kriegsschiffe, das **Anne** genannt wurde, und dem Kardinal **Mazarin** mit einem andern, das den Namen **Julius**

führte.

führte. Man sah es am französischen Hofe nicht gern, daß eine fremde Prinzessin ihre Hülfe bey einheimischen Streitigkeiten anbot; und die ungeduldige Sorgfalt, die sie deßhalben äußerte, brachte die Gemüther nur noch mehr auf. Der Kardinal **Mazarin** bemerkte, daß man ihn aufopfern wollte. Dieser Minister, der auf den Einfluß stolz war, den er auf das Gemüth der Königin Mutter behauptete, ward dadurch nur schwüriger zum Vergleiche. **Christine** brach also ihre Unterhandlungen ab, und überließ es der Zeit, den Uebeln dieser alliirten Nation abzuhelfen, welche sie bedauerte, ohne ihr Beystand leisten zu können.

Die Königin mußte ihre ganze Wachsamkeit auf das Misvergnügen richten, das unter verschiednen Ständen des Reichs entsprang. Der Adel führte laute Klagen über **Christinens** Verschwendung gegen ihre Lieblinge. Die Edelleute sahen die höchsten Aemter des Staats, und die daran verknüpften Vortheile, gewisser massen als ihr Erbgut an, das man ihnen nicht ohne Ungerechtigkeit entziehen könnte. Die Geistlichkeit war nicht weniger misvergnügt über den geringen Antheil, den man ihr an der Regierung ließ. Das Volk schrie über die Pracht des Hofs, und wollte nicht vertragen, daß man ihm Abgaben auflegte, um Privatpersonen zu berei-

bereichern. Diese Zwietracht machte sich die Königin geschickt zu Nutze, um ihr Ansehen zu vermehren. Sie verlieh einem großen Theile ausländischer Familien, meistens deutscher, die sich durch Dienste gegen Schweden hervorgethan hatten, das Bürgerrecht, andre adelte, noch andre bereicherte sie. Indessen wurden die Einkünfte des Staats erschöpft; ein großer Theil der herrschaftlichen Güter war verpfändet, und die Verschwendung nahm immer zu. **Christine** setzte ihren Wohlthaten keine Schranken; sie wollte sich auf Kosten des Staats Anhänger und Getreue erwerben, weil sie schon bey sich beschlossen hatte, die Last der Regierung dem Erbprinzen zu übergeben. Der französische Abgesandte in Schweden, Herr **Chanüt**, war der erste, welcher wahrnahm, daß die Königin den Vorsatz gefaßt hätte, die Krone niederzulegen. Er stellte ihr mit Freymüthigkeit und Nachdruck alle die übeln Folgen dieses Unternehmens vor. Er unterließ nichts, sie von einem so außerordentlichen Entschlusse abwendig zu machen. **Christine** aber blieb standhaft bey ihrem Vorsatze. Sie eröffnete ihn dem Großmarschall und dem Kanzler von Schweden, mit dem Befehl, ihn dem Prinzen **Carl** zu entdecken, und ihn zu überreden, daß er kommen möchte, die Regierung in Besitz zu nehmen.

Carl Gustav, der in seiner Gemüthsart viele Mäßigung hatte, und die Begierde nach der Krone unter dem Schleyer der Klugheit verbarg, hatte sich auf ein Landgut in der Insel **Oeland** begeben. Dort vertrieb er sich die Zeit mit der Jagd; er suchte durchaus allen Schein zu vermeiden, als ob er an den Staatsgeschäfften Antheil nähme; und wenn er sich ja einige male zu **Stockholm** zeigte, war doch sein Aufenthalt sehr kurz, und er ließ sich in keinen Umgang mit denen ein, welche die Regierung verwalteten. Indessen verabsäumte er nichts, sich die Liebe der Großen und des Volks zu erwerben. Als er von dem Willen der Königin unterrichtet ward, zeigte er keine Ungeduld, den von ihr angetragnen Thron zu besteigen. Er blieb in seiner Entfernung; er schrieb an den Reichsrath, man möchte die Königin überreden, daß sie nicht die Regierung niederlegte, die unter ihrer Verwaltung so blühend und ruhmvoll gewesen wäre; und **Christinen** betheuerte er, er würde stets, als Unterthan, eine völlige Unterwürfigkeit, unausgesetzten Gehorsam und unverleßliche Treue gegen sie hegen, ohne iemals etwas mehr zu verlangen.

Dieser Widerstand, er mochte nun aus Aufrichtigkeit oder Staatsklugheit herrühren, reizte nur um so viel mehr die Begierde, welche die

Königin

Königin zu dem Privatleben hatte. Sie ließ den Reichsrath versammeln, und sagte ihm: „Nachdem sie über eine Sache von solcher Wich„tigkeit reifliche Ueberlegungen angestellt hätte, „fände sie zur Sicherheit des Staats und Ruhe „ihres Volks kein bessers Mittel, als der Re„gierung zu entsagen. Da sie fest beschlossen „hätte, niemals zu heirathen, würde der Prinz, „wenn er einmal zum Könige erklärt wäre, ge„nöthigt seyn, sich zu vermählen, und die von „ihm abstammenden Kinder würden die Nation „von der Besorgniß befreyen, in der sie wegen „der Unfälle stünde, die eine gewöhnliche Folge „der Königswahl wären."

Die vornehmsten Räthe thaten alles Ersinnliche, die Königin zu überreden, daß sie ihren Entschluß ändern möchte; da sie sie aber standhaft bey ihren Gesinnungen fanden, übergaben sie die Berathschlagung der Sache den Reichsständen. **Christinen** wurden durch den Adel und die Abgeordneten der Stände neue Vorstellungen gethan. Sie schien den Bitten und Wünschen ihres Volks nachzugeben. Sie versprach, die Regierung ferner zu führen, mit der Bedingung, daß man ihr niemals vom Heirathen vorreden sollte. Ihr Vorschlag ward mit Frohlokken angenommen, und der Prinz **Carl** ermangelte nicht, seine Freude darüber der Königin

zu bezeugen. „Er båte Gott, sagte er, daß „sie ihn überleben möchte, und würde niemals „bey ihren Lebzeiten die Herrschaft annehmen.“ Ingeheim aber blieb **Christine** bey ihrem Vorhaben, wie sie dem französischen Abgesandten im Vertrauen entdeckte; sie verstand sich bloß dazu, dessen Ausführung zu verschieben. Das Volk glaubte, es hätte nun nicht mehr den Verlust einer Königin zu befürchten, welche es liebte und hochachtete. Es überließ sich ohne Zurückhaltung der Lust, mit welcher **Christinens** Geburtsfest begangen ward. Der ganze junge Adel zeigte seine Geschicklichkeit vor den Augen seiner Königin in Ritterspielen, Aufzügen, Ringelrennen und Lustgefechten. Die Königin theilte selbst den Preis aus; sie fand ein Vergnügen daran, sich an die kriegerischen Spiele zu erinnern, welche von den Dichtern und Romanschreibern so prächtig beschrieben werden; es wurden auch Tänze angestellt, an welchen **Christine** selbst Theil nahm.

Diese öffentliche Freude störte ein verdrüßlicher Zufall. **Christine** hatte sich des Morgens um vier Uhr in den Hafen zu **Stockholm** begeben, um die Flotte, welche sie erbauen ließ, zu besehen. Sie gieng ein wenig unvorsichtig mit dem Admiral **Flemming** auf einem schmalen Brete. Dem Admiral geht der Fuß aus, und

und er zieht die Königin mit sich ins Wasser, das an diesem Orte dreysig Klaftern tief war. Zum Glücke sprang **Anton Steinberg**, erster Stallmeister der Prinzessin, in das Wasser nach, ergriff den Rock der Königin, und mit Beystande verschiedner andern Personen, faßte er sie in seine Arme und rettete ihr das Leben. **Christine** besaß, als sie aus dem Wasser kam, noch genug Gegenwart des Geistes, um dem Admiral Hülfe leisten zu lassen. Sie äußerte keine Unruhe, speiste ebendiesen Tag öffentlich, und erzählte ihren Zufall mit einer Art von Lustigkeit. Diese Standhaftigkeit der Seele war ein bezeichnendes Merkmaal der Tochter **Gustavs**; in ihrer Gestalt und ihren Sitten hatte sie etwas Kriegerisches. Ihr Verstand hatte eine männliche Stärke, und die schwersten Studien waren für sie Vergnügen.

Der berühmte **Blasius Pascal** bewarb sich ruhmbegierig um den Beyfall der Königin. Er schickte ihr die von ihm erfundne Maschiene, eine Rollscheibe, welche man als ein Meisterstück des Genies betrachten kann. Sein Geschenk begleitete er mit einem Briefe, worinne er das Verdienst und den Ruhm der Königin ausnehmend erhebt. Man kann den hohen Begriff, den er von ihr hatte, und andern beybringen wollte, nicht mit größrer Stärke ausdrücken.

 „So

„So herrschen Sie denn auf eine ganz neue Art, „unvergleichliche Prinzessin; Ihr Genie müsse „sich alles unterwerfen, was nicht Ihren Waf„fen unterworfen ist. Herrschen Sie, kraft „des Rechts der Geburt, durch eine lange Rei„he von Jahren, über so viele frohlockende Pro„vinzen; aber herrschen Sie stets, durch die „Stärke Ihres Verdienstes, über die ganze wei„te Erde. Ich, der ich nicht unter Ihrer **er„stern** Herrschaft geboren bin, will es aller „Welt sagen, daß ich stolz darauf bin, unter „der **zweyten** zu leben; und eben zum Zeug„nisse hiervon bin ich so kühn, meine Blicke bis „zu Ew. Majestät aufzuschwingen, und Ihr „diesen ersten Beweis meiner Abhängigkeit zu „geben."

Sie stand auf solche Art mit den berühmtesten Männern Europens in Briefwechsel. Oft kam sie ihnen selbst mit Briefen und Geschenken zuvor. Die Musen waren nicht undankbar. Niemals ward eine Königin fast in allen alten und neuern Sprachen so sehr gerühmt. Die Gelehrten, welche beynah stets in ihren Ehrenbezeugungen und Lobsprüchen ausschweifen, erschöpften für sie die Metapher und Hyperbel. Viele der berühmtesten Ausländer, durch ihre Wohlthaten und Einladungen herbeygelockt, begaben sich nach Schweden, und genossen an ihrem

rem Hofe nicht weniger Ansehen, als ehedem die Philosophen im Pallaste Kaiser **Julians**.

Christine widmete dem Schlafe nur fünf bis sechs Stunden. Einen Theil des Tages, und oft ganze Nächte, brachte sie mit Lesen tiefsinniger Werke, und Unterhaltung der Gelehrten, die um sie waren, zu. Alles, was das Siegel des gelehrten Alterthums an sich trug, reizte ihre Wünsche. Sie hatte verschiednen Gelehrten aufgetragen, ihr alte Handschriften, seltne Bücher aus allen Sprachen, berühmte Bibliotheken, merkwürdige Schaumünzen, Münzen aus dem Alterthum, und kostbare Gemälde zu kaufen. Sie verwandte unermeßliche Summen, und brachte ihre Einkünfte in Unordnung, um ihre Sucht nach Büchern zu befriedigen. Es gelang ihr in der That, sich durch Geld und Bemühung in kurzer Zeit die seltenste Sammlung in den Wissenschaften und Künsten anzuschaffen. **Bochart**, in einer lateinischen Sinnschrift, die er **Christinen** zu Ehren machte, vergleicht sie mit der Königin von **Saba**. Er beschloß also *: „Jene lehrbegierige Königin „verließ ihr Reich, um den **Salomo** zu hö-

 „ren;

* Illa docenda suis Salomonem inuisit ab oris:
Vndique ad hanc docti, quod doceantur, eunt.

„ren; zu dieser kommen Männer, die bereits „Gelehrte sind, von allen Orten herbey, um „noch gelehrter zu werden.“

Descartes, das Licht und der Ruhm seines Jahrhunderts, ward durch die Reizung der Ehre und Belohnung eingenommen. Er verließ das stille Leben eines Philosophen, um sich dem unruhigen und geräuschvollen Stande eines Höflings zu widmen. **Christine** bestellte ihn allemal des Morgens um fünf Uhr in ihre Bibliothek, um sich mit ihm zu unterhalten. Da sie die Größe seines Genies erkannte, zog sie ihn auch wegen ihrer eignen Vortheile und Regierungsgeschäffte zu Rathe; für die Philosophie aber zeigte sie wenig Neigung, weil sie bereits mit Erlernung der Sprachen und alten Autoren beschäfftigt war. Sie hatte den Geschmack eines Gelehrten in den Alterthümern und Scholiasten. Sie liebte sehr das Griechische, und die Verfasser, welche davon gehandelt haben. Sie wollte sogar Schauspiele in dieser Sprache aufführen lassen.

Inzwischen verursachte **Descartes** Ankunft viele Eifersucht unter den Gelehrten am schwedischen Hofe; sie errichteten eine Cabale wider den großen Mann, auf den sie neidisch waren. Sie suchten ihn bey der Königin zu verkleinern, und brachten es in der That dahin, daß ihr Ver-

trauen

trauen und ihre Hochachtung gegen ihn geschwächt ward. Es ist eine Schande für die Menschlichkeit; ie mehr die Vernunft erhaben und durch Wissenschaften aufgeklärt ist, desto mehr scheint sie allen den kleinen Schwachheiten unterworfen zu seyn, welche den Pöbel beherrschen. **Descartes** war zu sehr Philosoph, daß sich sein Genie zu Gegencabalen herablassen sollte; allein er war auch allzuempfindlich gegen die Misgunst, und den Kaltsinn, mit dem, wie er in einem seiner Briefe sagt, die Königin seine Lehren und sein neues System annahm. Er ward von einer Entzündung der Lunge und heftigem Fieber befallen, das ihn am dritten Tage seiner Krankheit in das Grab stürzte. Es waren kaum zween Monate verstrichen, seitdem dieser Weltweise in Schweden angekommen war. Man gerieth auf den Argwohn, es wäre ihm Gift beygebracht worden; allein der wahre Gift, der ihm den Tod zuzog, war die Veränderung der Lebensart und Witterung, vornehmlich aber die Kränkung. Man hat auch gesagt, der Philosoph habe unvorsichtiger weise zu verstehen gegeben, die pfälzische Prinzessin, seine erste Schülerin, besäße mehr Verstand und Tiefsinn für die abstracten Wissenschaften und Geheimnisse der Philosophie, als **Christine**. Die Königin sey durch diesen Vorzug beleidigt worden,

und habe ihr Misvergnügen und ihre Eifersucht nicht bergen können, wodurch denn **Descartes** neue Ursache zum Verdrusse bekommen habe. **Christine** war Willens gewesen, in ihrem Lande eine Akademie der Wissenschaften aufzurichten, und die Aufsicht darüber dem **Descartes** zu ertheilen. Dieses Vorhaben konnte nicht ausgeführt werden. Es entstand iedoch in Schweden und in der ganzen gesitteten Welt eine neue Schule der Philosophie, bey welcher gewisser maßen der Geist und die Denkungsart dieses großen Mannes den Vorsitz führte, wodurch die Irrthümer und Ungereimtheiten der ehmaligen scholastischen Lehre verdrängt wurden.

1653. **Saumaise**, dieser berühmte Criticus, war bey der Königin in großem Ansehen. Sie gab ihm eine Wohnung auf ihrem Schlosse, damit sie mehr in der Nähe seyn möchte, ihn zu sehen, und sich mit ihm von gelehrten Dingen zu besprechen. Sie gab ihm sogar öftere Besuche in einer Krankheit, da er bettlägerig war. Einmal überraschte sie ihn, da er mit Eilfertigkeit ein Buch versteckte, das er aus Ehrerbietung nicht wollte sehen lassen. **Christine** fragte, was es denn wäre. **Saumaise** gestand ihr, er läse, um sich zu erheitern, **Erzählungen**, die ein wenig frey geschrieben wären. Die Königin nahm das Buch, und durchlief mit den Augen

lächelnd

lächelnd einige schlüpfrige Stellen. Hierauf, um sich eine Kurzweile zu machen, kehrte sie sich zur Gräfin von **Sparre**, die ihr Liebling war, und Französisch verstand. „Komm, Fräulein „**Sparre**, schrie sie; da ist ein schönes from„mes Buch; es heißt, **der Weg zur Er„bauung**; hier, lies einmal diese Seite laut.“ Die schöne Gräfin hatte nicht drey Zeilen gelesen, als sie durch die Freyheit der Ausdrücke aufgehalten ward, und mit Erröthen stillschwieg. Allein die Königin, die überlaut lachte, befahl ihr fortzufahren; es half hier keine Schaamhaftigkeit, und sie mußte ihr zur Lust die ganze Seite herunter lesen.

Saumaise gieng nach Verfluß eines Jahrs aus Schweden, um nach **Leyden** zurückzukehren. Die Königin überhäufte ihn mit Geschenken; sie unterhielt mit ihm einen Briefwechsel, und ehrte ihn noch nach seinem Tode durch den Schutz, den sie seiner Wittwe und seinen Kindern widerfahren ließ. **Saumaise** bediente sich seines Ansehens bey der Königin, um einen Franzosen bey ihr in Gunst zu bringen, der eines Barbiers Sohn von **Sens** war, und sich **Michon** nannte, nachgehends aber den Namen **Bourdelot** und den Titel eines Arztes annahm. Dieser Mann hatte einen lebhaften und gefälligen Verstand; er sang artig, und spielte

die Cyther; er besaß die Talente eines Hofmanns, die Kunst sich schätzbar und unentbehrlich zu machen; allein in den Künsten und Wissenschaften hatte er wenigen Unterricht. Er suchte daher **Christinen** zu überreden, der Fleis, den sie auf das Lernen verwendete, könne ihrer Gesundheit schaden, und ihr gefährliche Krankheiten zuziehen; überdieß forderten ihr Geschlecht und Rang andre Ergetzlichkeiten und Beschäfftigungen; es sey genug, sich den Verstand auszuschmücken, wenn man nur eine leichte Kenntniß von allen Dingen erlangte; sich in das Lesen zu vertiefen, das gehörte bloß für die Gelehrten. Er gieng noch weiter; er suchte die Gelehrsamkeit lächerlich zu machen, und spottete über ihre Verehrer. **Meibom** hatte seine Untersuchungen der Musik der Alten bekannt gemacht; und **Naude** hatte über die griechischen und römischen Tänze geschrieben. **Christine** bewunderte ihre Werke; aber auf **Bourdelots** Zureden nöthigte sie diese berühmten Ausleger der Alterthümer, ihre Meynungen sinnlicher zu machen, sie zur Wirklichkeit zu bringen, und mit der Theorie die Ausübung zu verbinden. Nichts konnte abgeschmackter und ausschweifender seyn, als wenn man **Meibomen** mit einer dumpfigten und zitternden Stimme Griechisch singen hörte; oder wenn **Naude** plumpe und geschlepp-

geschleppte Schritte auf Römisch that. Man belustigte sich sehr an der Verwirrung dieser berühmten Männer. Ein solches Vergnügen aber war grausam, und machte denen, die daran Theil nahmen, wenig Ehre.

Doch das war nicht der einzige Unfug, den **Bourdelot** in Schweden stiftete. Er schonte mit seiner Spötterey weder die Religion, noch die königliche Würde, noch den Adel. Die Königin Mutter führte gegen ihre Tochter Klage über diesen unwürdigen Günstling, empfieng aber bloß harte und kränkende Antworten. **Christine** folgte indessen den Rathschlägen dieses gefälligen Unwissenden, wie sie sich selbst ausdrückte; sie hieng mehr der Zerstreuung nach, und gefiel sich bey dieser neuen Lebensart. **Bourdelot** ließ die **Naude, Vossius, Heinsius, Bocharte, Cortins**, und alle, mit denen er unangenehme Vergleichungen befürchten mußte, vom Hofe entfernen. Er herrschte so sehr über **Christinens** Gemüth, welche ihm ihre Gesundheit und ihr Glück schuldig zu seyn glaubte, daß die Vertheilung der Gnadenbezeugungen von ihm abhieng. Man konnte nicht mehr bey der Königin Zutritt finden, als durch seinen Vorspruch; es glückte ihm sogar, über den Grafen **Magnus de la Gardie** zu siegen, und den in Ungnade zu bringen. Der Adel ward unwillig,

unwillig, daß er sich von diesem Fremden beherrscht sehen mußte; man machte seine Aufführung am französischen Hofe verdächtig, man beschuldigte ihn, daß er zum Schaden seines Vaterlandes handelte, und mit den spanischen und dänischen Ministern ein genaues Verständniß errichtet hätte. **Christinen** wurden unaufhörlich Vorstellungen wider ihren Günstling gethan; er war aller Orten verhaßt, und unter der Hand beschuldigte man sogar die Königin einer unerlaubten Freundschaft. Endlich faßte sie den Schluß, diesen Stifter der Zwietracht aus Schweden zu entfernen; sie schickte den **Bourdelot** nach Frankreich; zugleich aber gab sie ihm neue Merkmaale des Vertrauens durch verschiedne geheime Angelegenheiten, die seiner Unterhandlung und Verschwiegenheit anvertraut wurden. Er nahm beträchtliche Geschenke und große Geldsummen mit sich. Alles kündigte ihm noch Gunst und Ansehen an. Kaum aber war **Bourdelot** abwesend, als man ihn vergaß. **Christine** gab zu, daß er nur einen leichtsinnigen und betrüglichen Verstand hätte. Sie schämte sich, daß sie von einem solchen Menschen sich hatte verführen lassen; es kam gar so weit, daß sie ihn haßte, und nur verächtlich von ihm sprach. **Bourdelot** erhielt von dem Kardinal **Mazarin** eine Abtey, und fiel nach seiner

Ungna-

Ungnade in eine tiefe Schwermuth, daß er seine Tage sehr betrübt hinbrachte; zuletzt nahm er ein elendes Ende. Der Roman solcher Leute, die sich durch Ränke erhoben hatten, bekömmt fast stets eine traurige Entwickelung.

Christine wandte sich mit so viel grösserm Eifer zu den Studien, ie länger sie sie bisher wider ihre Neigung unterbrochen hatte. Das Beyspiel dieser Königin entzündete in ihrem Lande Nacheiferung; sie setzte die Wissenschaften und schönen Künste in einen blühenden Zustand; Schweden verdankte ihr seinen Ruhm und sein Vergnügen. Diese so kriegerische Nation erwarb sich auch durch Wissenschaften Ehre. Die Königin machte der Universität zu **Upsal** beträchtliche Geschenke, sie stiftete die zu **Abo**, sie errichtete sieben Collegia für die freyen Künste, und zu **Stockholm** eine Akademie der schönen Wissenschaften. Das Verlangen, die Kenntniß ihres Volks zu erweitern, und dessen Sitten zu mildern, war unstreitig einer der Bewegungsgründe, die **Christinen** vermochten, die berühmtesten Männer Europens an ihrem Hofe zu vereinigen. Wahr ists indessen, sie war nicht unempfindlich gegen das Vergnügen, und noch mehr gegen die Ehre, welche Künste und Wissenschaften denen, die sich darinne hervorthun, verschaffen. Ihr Ehrgeiz bestand darinne, zu

einem Ruhme zu gelangen, der gewisser maßen allgemein wäre. Man hat gesagt, **Christine** habe eilf Sprachen verstanden; viele davon redete sie sehr fertig, und die Sprachen der gesitteten Völker schrieb sie sehr rein. Griechisch und Latein waren ihr geläufiger, als irgendeinem Gelehrten. Sie trat in einen Briefwechsel mit dem Könige von **Abyssinien, Basilides**, weil sie gehört hatte, daß dieser äthiopische Fürst die christliche Religion bekennte, und die Wissenschaften liebte. Ihr größtes Vergnügen fand sie an dem Umgange mit den Gelehrten, und den französischen witzigen Köpfen, die ihre Zeitverwandten waren. Sie suchte auch die Bekanntschaft der berühmten Frauenzimmer. Sie war eine Freundin der Gräfin von **Bregi** und der Marschallin von **Gvebriant**, welche mit dem Titel einer außerordentlichen Abgesandtin nach Polen geschickt ward, um die Prinzessin **Marie** von **Gonzagves** zu begleiten, mit welcher sich **Vladislaus der siebente** vermählte.

Der bekannte Graf **Magnus de la Gardie**, der alles Ansehen und alle Gunst des Glücks genossen hatte, sah sich bey seiner Königin und Wohlthäterin, **Christinen**, ohne Hoffnung gestürzt. Er hatte sich auf sein Ansehen zu sehr verlassen, und unbesonnene Reden geführt, wel-

che ihm die Königin niemals verzieh, obgleich dieser Herr ihr Verwandter, ein Schwager des Prinzen **Carl Gustavs**, war. Der Graf wollte sich rechtfertigen, und einige andre Hofleute in seine Sache verwickeln; die Königin aber machte sich die Lust, ihn zu beschämen, und ihm durch diejenigen selbst, welche er ingeheim angeklagt hatte, öffentlich widersprechen zu lassen. Ebendieselbe Hand, die ihn auf den Gipfel der Hoheit erhoben hatte, stürzte ihn in Demüthigung zurück. Der Abgrund liegt fast stets vor den Füssen der Günstlinge.

Der französische Schriftsteller **Scüdery** ließ damals **Christinen** bitten, die Zueignung seines **Alarics** anzunehmen. Die Königin versprach dem Dichter ihren Schutz und ihre Wohlthaten; allein sie verlangte, er möchte den Lobspruch des Grafen **de la Gardie** aus seinem Gedichte wegstreichen. **Scüdery** antwortete: er würde niemals den Altar einreißen, auf dem er geopfert hätte. Von dem Augenblick an stellte er sein Ansuchen ein. Dieses edle Verfahren ward **bloß** bewundert. Es wäre **Christinen** anständig gewesen, es zu **belohnen**; das war die einzige Art, das Niedrige ihrer Forderung zu vergüten.

Der Vicekanzler in Polen, **Radziejowski**, und der Graf **Ulfeld**, einer der vornehmsten

Herren

Herren in Dänemark, welche beyde bey ihrem Hofe in Ungnade gefallen waren, und aus ihrem Vaterlande flüchteten, kamen, um die Freystatt in Schweden zu suchen, welche ihnen die Königin mit der ihrem Range und ihrer Herkunft gebührenden Ehre verlieh. **Radziejowski** leitete den Ursprung seines Unfalls aus der Liebe her, die seine Gemahlin dem Könige erweckt hätte; allein vielmehr die Ehrsucht dieses Polen, und seine Verständnisse mit den Feinden des Staats, den Cosaken, hatten ihm den Unwillen seines Oberherrn zugezogen. Er ward unter der Regierung **Carl Gustavs** Feldherr über eine Armee, die gegen seine eignen Landsleute zog. Dieser Mann, der einen unruhigen Verstand und ein böses Herz hatte, ward selbst der Verrätherey gegen seinen Wohlthäter überzeugt; der König in Schweden ließ ihn in Ketten legen, und die ganze Zeit seiner Regierung über in gefänglicher Haft behalten. Endlich, nach vielen Unfällen, kehrte **Radziejowski** nach seinem Vaterlande zurück, und ward als Abgesandter nach der Türkey geschickt, wo er starb. Der Graf **Ulfeld** war noch strafbarer, und auch unglücklicher.

Schweden war eine der furchtbarsten Mächte von Europa geworden. Alle Völker bewarben sich darum, durch ein Bündniß mit diesem

Lande unterstützt zu werden. Als Polen sehr unvorsichtig seine Ansprüche auf die Krone Schweden erneuern wollte, welche so oft bestritten, und so oft aufgegeben worden waren, antwortete **Christine** den Abgesandten dieser Nation: „weil die feyerlichsten Schlüsse und Verträge ihnen nicht gnugsam gegründete Rechte zu seyn „schienen, sollte der Prinz **Carl Gustav** in „kurzem durch dreysigtausend Zeugen beweisen, „daß er den unstreitigsten Anspruch auf diese „Krone hätte, die sie itzt im Begriffe wäre ihm „abzutreten.“ Dieses ward in der That durch die schnell erfolgten Eroberungen erfüllt, welche der Prinz in den ersten Jahren seiner Regierung in Polen machte. Diese Streitigkeiten wurden endlich durch den Frieden zu **Oliva** im Jahre 1660 beygelegt.

Dänemark, Holland, Frankreich, England, schickten zu gleicher Zeit Abgesandte nach Schweden, die sich ihrer Vortheile an diesem Hofe annehmen sollten. England hatte nur kürzlich ein schreckliches Schauspiel vorgestellt, indem es seinen König absetzen, verbannen, zum Tode verurtheilen, und auf einem Blutgerüste durch seine eignen Unterthanen hinrichten ließ. Der Urheber dieser verhaßten Staatsveränderung, **Cromwell**, der den Titel eines **Beschützers** seines Volks annahm, unterdrückte dasselbe,

Bayerische Staatsbibliothek München

stürzte seine Grundgesetze um, erniedrigte das Parlement, und beherrschte despotisch ein Volk, das sich frey nannte, und doch unter der Hand dieses Tyrannen zitterte. Dieser **Cromwell**, der in England alles vermochte, schickte seine Abgesandten an alle Höfe Europens. Er hatte das Vergnügen, zu sehen, daß die Potentaten mit ihm Vergleiche schlossen, daß sie den Titel und das Ansehen, das er misbrauchsweise angenommen hatte, für gültig erkannten. **Christine** war eine der ersten, die sich mit ihm in Bündniß einließ, weil sie es dem Besten ihres Landes für zuträglich hielt. Sie schrieb an **Carln den andern**, König in England, der nach Frankreich geflüchtet war, und von ihr Unterstützung verlangte. „Die schlimme Beschaffenheit der Zeiten macht Ihr Uebel unheilbar; und ich halte mich für sehr unglücklich, „daß ich kein Hülfsmittel dawider verschaffen „kann. Sie werden unstreitig Güte genug haben, zu erlauben, daß Ihre Freunde für ihr „eignes Beste sorgen, wenn sie sich für das Ihrige gänzlich unfähig achten.“ Ihrem Beyspiele folgten die vornehmsten Mächte.

Der Graf **Montecuculi**, Abgesandter des Reichs, und **Pimentelli**, spanischer Abgesandte, waren damals in dem größten Ansehen. Der letzte ließ durch die Königin bey den Churfürsten

fürsten auswirken, daß der Sohn Kaisers **Ferdinand des dritten** zum römischen Könige erklärt ward. **Montecuculi** ward durch **Christinen** mit dem Amarantenorden beehrt, den **Christine** bey einer Lustbarkeit errichtet hatte, da der Hof den **Olymp** vorstellte, und sie selbst den Namen **Amarante**, oder **Unsterbliche**, annahm. Die Königin saß auf einem Throne, ließ die Ritter und Ritterinnen, welchen der Orden zugedacht war, herbeytreten und einen Eid ablegen. Darauf gab sie ihnen einen kostbaren Mantel mit dem Ordenszeichen, welches mit Gold und Edelsteinen geschmückt war. Es war ein verzogner Name von Gold gestickt, und mit Demanten versetzt, der zwey A vorstellte, die durch einander verschlungen waren, unter einem Lorbeerkranze, von dem ein Band herabhieng, mit den Worten: Dolce nella memoria *. Die Ritter trugen auch das Ordenszeichen, mit Demanten besetzt, und an einem Carmesinbande herabhangend, am Halse. Einer der vornehmsten Artikel, zu denen sich die Ritter anheischig machten, war, sich nicht zu verheirathen, wenn sie ledig waren; die bereits Vermählten aber mußten schwören, sie wollten keine Gemahlin weiter nehmen, wenn sie Wittwer würden.

* Es vergnügt noch durch sein Andenken.

1654. Seit dem Augenblicke, da **Christine** beschlossen hatte, der Krone zu entsagen, ertrug sie ihre Last nur noch ungern. Sie sehnte sich nach dem Privatleben, als einem freyen Zustande, der sie allein glücklich machen könnte. Die Regierungsgeschäffte ermüdeten sie durch ihre Einförmigkeit. Wenn sie ihre Minister kommen sah, rufte sie aus: „o soll ich denn immer „wieder ebendieselbe Sache hören?“ Ein andermal, da zween von ihren Secretären ihr einige Schriften zur Unterzeichnung brachten, sagte sie zum Erbprinzen, mit dem sie damals redete: „Wenn werden Sie mir diese Leute vom „Halse schaffen? Ich bin ihnen so gram, wie „dem Teufel.“ Ihr Verstand, der gewohnt war, den Umfang ganzer Wissenschaften zu durchlaufen, oder die Blumen der Gelehrsamkeit abzubrechen, verrichtete die Regierungsgeschäffte nur noch mit Ueberdruß und Verachtung. Die Ermüdung und Unruhe, welche vom königlichen Stande untrennbar ist, rührte sie stärker, als die daran verknüpfte Ehre. Ihr eignes Land schien ihr ein trauriger Aufenthalt, und von allzustrenger Witterung zu seyn, als daß es den schönen Künsten zur Freystatt dienen könnte. Sie wollte, weit von den Geschäfften und dem Glückswechsel entfernt, in einer anmuthigen Gegend für sich selbst leben.

Zu

Zu dieser natürlichen Abneigung kamen noch Staatsursachen und Gründe der Nothwendigkeit. Der Ruhm von **Christinens** Herrschaft war auf seine größte Höhe gestiegen; sie konnte ihn nicht mehr vergrössern; vielmehr kündigte ihr alles einen nahen Verfall an. Die Einkünfte waren erschöpft; die Nation forderte einen König; sie aber wollte weder sich verheirathen, noch ihre Macht mit iemanden theilen. Die verschiednen Stände des Landes waren in steter Bemühung, sich auf Kosten der oberherrlichen Gewalt Macht zu erwerben. Die feindlichen oder auf Schweden eifersüchtigen Länder wollten noch zu den Waffen greifen. Sie war über dieses der Meynung zugethan, daß dem weiblichen Geschlechte die Herrschaft nicht zukäme. „Ich bin davon so überzeugt," sagt sie in ihren **Memoiren**, „daß ich, im Fall ich „mich vermählt hätte, das Recht der Thronfolge meinen Töchtern entzogen haben würde; „denn unstreitig hätte ich mein Land mehr geliebt, als meine Kinder, und das hieße, es „verrathen, wenn man zugäbe, daß die Krone „auch auf die Töchter käme. Man kann mir „um so viel mehr glauben, weil ich wider meinen eignen Vortheil rede. Allein ich bin stolz „darauf, die Wahrheit selbst auf meine Kosten „zu sagen — Es ist beynah unmöglich, daß

„eine Frauensperson die Pflichten des Throns „auf eine anständige Art beobachten könne; sie „mag nun entweder für sich selbst, oder im Na„men minderjähriger Kinder, herrschen. Die „Unwissenheit der Frauenzimmer, die Schwach„heit ihres Herzens, ihres Körpers und Ver„standes, machen sie zur Regierung unfähig. „Meine eigne Erfahrung hat mich belehrt, daß „der Mangel des Geschlechts der allergrößte „Mangel sey.“ Legen indessen nicht selbst ihr eignes Beyspiel, und die so berühmten Regierungen einer **Elisabeth** in England, **Katharine** in Rußland, und um noch rühmlichere aus der neuern Zeit zu erwähnen, die Beyspiele der Kaiserin **Elisabeth Petrowna**, und der Kaiserin Königin von Ungarn, ein Zeugniß wider diese Betrachtungen ab?

Kurz, **Christine** sah es als den höchsten Grad von Heldenmuth an, in dem Alter der Ehrsucht und der Leidenschaften einen Thron zu verlassen; um sich ganz der Untersuchung der Wahrheit zu widmen. Als Herr **Chanut**, der erste Vertraute ihres Vorhabens, vernahm, daß sie auf dessen Bewerkstelligung umgienge, suchte er es ihr noch auszureden; die Königin aber führte der Länge nach die Bewegungsgründe an, die sie in ihrem Entschlusse bestärkten. Sie schrieb ihm folgenden Brief, den man als

eine Art von Manifest betrachten kann, worinne die Königin ihr Geheimniß eröffnet, und ihr Verhalten rechtfertigt. Dieser Brief ist allzuwichtig und merkwürdig, daß ich hier etwas davon weglassen sollte.

„Ich habe Ihnen bereits ehedem von den „Gründen Rechenschaft gegeben, die mich nöthigen, auf dem Vorhaben meiner Abdankung „zu bestehen. Sie wissen, diese Grille hat mir „sehr im Sinne gelegen, und nur erst nach einer achtjährigen Ueberlegung habe ich den Schluß „gefaßt, sie auszuführen. Es ist wenigstens „fünf Jahre, seitdem ich Ihnen davon Nachricht gab. Ich sah damals, daß bloß Ihre „aufrichtige Neigung, und der Antheil, den „Sie an meinen Glücksumständen nehmen, Sie „nöthigte, mir zu widerrathen; ungeachtet Sie „meine Gründe, bey aller der Mühe, die Sie „Sich durch Gegenvorstellungen gaben, nicht „misbilligen konnten. Es war mir angenehm, „zu bemerken, daß Sie in diesem Gedanken nichts „fanden, das mir unanständig gewesen wäre. „Sie wissen, was ich Ihnen das letzte mal, da „ich das Vergnügen hatte, Sie zu unterhalten, „davon gesagt habe.“

„Während einer so langen Zeit nun haben „keine Zwischenfälle mich zur Aenderung des „Schlusses bewegen können. Ich habe alle

„meine Handlungen nach diesem Endzwecke ein-
„gerichtet, und nach diesem Ziele geleitet, ohne
„daß ich noch itzt unschlüssig wäre, da ich nun
„im Begriffe bin, meine Rolle auszuspielen,
„und von der Bühne abzutreten. Es ist frey-
„lich schwer, daß das Starke, das Männliche,
„das Kühne, gefallen sollte. Ich erlaube ie-
„dem, nach seinem Willen davon zu urtheilen.
„Diese Freyheit **kann** ich, und **würde** sie
„auch, selbst wenn es bey mir stünde, nieman-
„den streitig machen. Ich weis, daß nur we-
„nige vortheilhaft davon denken werden; das
„bin ich aber versichert, Sie werden zu diesen
„**wenigen** gehören. Die übrigen Menschen
„wissen meine Gründe nicht, und kennen wenig
„oder gar nicht meine Gemüthsart, weil ich
„mich gegen niemanden deutlich erklärt habe, als
„gegen Sie und einen andern Freund, dessen
„Seele so schön und edel denkt, daß er so wie
„Sie davon urtheilt. Sufficit vnus, sufficit
„nullus *. Die Uebrigen verachte ich; und
„für denjenigen unter dem Haufen würde es noch
„eine Ehre seyn, den ich für lächerlich genug
„hielte, mich über ihn lustig zu machen. Die
„mein Vornehmen bloß nach den gewöhnlichen
„Grundsätzen der Menschen untersuchen, werden
„es

* Es ist genug einer, oder auch gar keiner.

„es unstreitig tadeln. Ich werde aber niemals „die Mühe nehmen, mich zu vertheidigen, und „bey aller der vielen Muße, die ich mir zu ver„schaffen gedenke, niemals müßig genug seyn, „mich an solche Leute zu erinnern. Ich werde „sie darauf wenden, mein vergangnes Leben zu „untersuchen, und meine Irrthümer zu verbes„sern, ohne mich dieselben befremden oder ge„reuen zu lassen. Wie reizend wird mir das „frohe Gedächtniß seyn, den Menschen Gutes „erwiesen, und die, welche es verdienten, ohne „Verschonen bestraft zu haben! Ich werde den „süßen Trost genießen, niemanden zum Verbre„cher gemacht zu haben, der es nicht zuvor war, „und selbst gegen die, welche es waren, Gelin„digkeit geäußert zu haben. Das Wohl des „Staats habe ich aller andern Betrachtung vor„gezogen, habe seinem Vortheil alles aufgeopfert, „und habe mir bey meiner Regierung nichts vor„zuwerfen. Ich habe alles ohne Stolz und Ue„bermuth besessen; ich verlasse alles willig und „unbedauert. Künftig dürfen Sie für mich „nichts besorgen. Ich befinde mich in Sicher„heit, und mein Glück ist nicht in der Gewalt „des Schicksals. Es ereigne sich auch, was „da wolle, so bin und werde ich glücklich „seyn.

Sum tamen, o Superi, felix, nullique potestas
hoc auferre Deo —

Lucan. *

„Ja, ich bin es itzt mehr als iemals, und wer-„de es stets seyn. Ich fürchte mich nicht vor „jener Vorsicht, von der Sie mir vorsagen. „Omina sunt propitia. Sie mag es nun über „sich nehmen, meine Handlungen und Umstän-„de zu ordnen, so unterwerfe ich mich blindlings „ihrem Willen; oder sie mag mir selbst die Be-„sorgung davon überlassen, so werde ich das, „was sie mir an Kräften des Herzens und Ver-„standes verliehen hat, dazu anwenden, mich „glücklich zu machen. Das werde ich aber stets „seyn, solange ich überzeugt seyn werde, daß „ich nichts weder von Gott noch Menschen zu „fürchten habe. Mein übriges Leben werde ich „dazu gebrauchen, mich mit meinen Gedanken „vertraut zu machen, mein Herz zu stärken, und „aus dem Hafen auf die Leiden derer zurück zu se-„hen, welche unter den Stürmen arbeiten, die „man im Leben erdulden muß, wenn man nicht „seinen Verstand auf diese Wahrheiten gerichtet „hat. Mein Zustand ist beneidenswerth, und „die ganze Erde würde über mein Glück eifer-

„süchtig,

* Dennoch, o ihr Götter, bin ich glücklich; und kein Gott besitzt die Gewalt, mir das zu rauben.

„süchtig, wenn es ihr völlig bekannt wäre. Doch „Sie haben Freundschaft genug für mich, daß „Sie mir es nicht misgönnen werden; und ich „verdiene es, weil ich so offenherzig bin, zu ge„stehen, daß ich einen Theil dieser Gesinnungen „von Ihnen habe. Ich schöpfte sie in Ihren „Unterredungen, und hoffe, sie noch einmal „mit Ihnen in meiner Muße weiter auszubil„den. Ich hoffe, Sie werden Ihrem Worte „nicht zuwider handeln, noch bey dieser Verän„derung aufhören, mein Freund zu seyn, weil „ich nichts von dem fahren lasse, was Ihrer „Hochachtung würdig ist. Gegen Sie werde „ich, in welchem Zustande ich auch seyn mag, „meine Freundschaft unausgesetzt unterhalten; „und Sie werden sehen, daß keine Verände„rung, die sich nur ereignen kann, die Gesin„nungen, zu denen ich mich bekenne, schwä„chen soll.“

Mit dem Reichsrathe mußte **Christine** behutsam verfahren, damit er sich nicht wider das Vorhaben setzte, das sie gefaßt hatte, sich nach ihrem Abtritte von der Regierung beträchtliche Einkünfte auf gewisse Ländereyen verschreiben zu lassen, über die sie sich noch, auch wenn sie außerhalb Schweden sich aufhielte, das Recht der Oberherrschaft ausbedingen wollte. Ehe sie daher ihr Vorhaben merken ließ, vermehrte sie

die

die Anzahl der Reichsräthe, und ertheilte denen höhere Würden, von welchen sie bereits wußte, daß sie ihrem Vortheile ergeben waren. Sie ließ ihre Bibliothek, ihre Gemälde, Bildsäulen, und was sonst noch ihr Geschmack an Künsten mit großen Kosten aus allen Enden der Welt zusammengebracht hatte, nach Gothenburg abführen. Die Schweden sahen sich nicht ohne Kränkung diese Reichthümer der Kunst rauben, zu deren Erkaufung die Einkünfte des Staats erschöpft worden waren; sie getrauten sich aber nicht, ihrem Willen entgegen zu seyn, damit sie nicht diese Königin, welche sie liebten, und zu verlieren befürchteten, aufbringen möchten.

Christine indessen berufte die Reichsräthe in die Stadt Upsal, sie kam in die Versammlung, und erklärte sich, sie würde die Stände vorladen lassen, um endlich den unwiderruflichen Entschluß auszuführen, den sie seit vielen Jahren gefaßt hätte, die Krone niederzulegen, und dem Prinzen Carl Gustav zu übergeben. Sie setzte hinzu, es wäre keine Sache, darüber sie erst ihre Berathschlagung verlangte; sondern sie beföhle ihnen, als Königin, hierinne zu gehorsamen, und keine Gegenvorstellungen zu thun. Ihres Befehls ungeachtet erneuerte der Reichsrath seine Vorstellungen, und schickte zu verschiedhen malen Abgeordnete an sie, mit der

Bitte, sie möchte doch nicht ein Volk verlassen, dessen Ruhm und Vergnügen sie während ihrer Herrschaft gewesen wäre. **Oxenstiern** übergab ihr auch im Namen aller Reichsstände eine Schrift, worinne er die Gründe erwog, welche sie verbinden konnten, dem Throne nicht zu entsagen. Er hatte das Herz, ihr vorauszusagen, sie würde einmal, aber wenn es zu spät wäre, bedauren, daß sie sich der Oberherrschaft begeben hätte. **Carl Gustav** vereinigte seine Stimme mit der Stimme der Nation, und stellte ihr vor, sie wäre dem Vaterlande von den Talenten und Vorzügen Rechenschaft schuldig, die ihr zum Glück ihres Volks verliehen wären; und es würde ein Verbrechen von ihr seyn, sie in den engen Kreis des Privatlebens einzuschränken.

Anstatt der Antwort drang **Christine** viel heftiger auf die Ausführung ihres Vorhabens. Sie legte dem Prinzen **Carl Gustav** die Bedingungen vor, unter welchen sie der Herrschaft zu entsagen gedachte. Sie forderte zweyhundert und vierzigtausend Thaler Einkommens, wozu man ihr solche Fonds anweisen sollte, die nicht veräußert werden könnten. Sie verlangte gewisse Ländereyen mit dem Rechte der völligen Oberherrschaft, und der Freyheit, sie zu verpfänden oder zu verkaufen, wofern es nur an

schwedi-

schwedische Unterthanen geschähe. Sie wollte die Krone, im Fall der pfälzische Prinz ohne Kinder sterben sollte, dem Grafen von **Tott**, ihrem Günstlinge und einem sehr liebenswürdigen Hofmanne, bestimmt wissen, der von dem schwedischen Könige, **Erich dem vierzehnten**, abstammte. Sie versuchte auch, ihm den Rang als Herzog zuwege zu bringen, und schlug vor, man möchte zugleich den Grafen von **Brahe**, obersten Reichsrath, und den Großkanzler **Axel Oxenstiern**, mit dieser Würde beehren. Die beyden leztern aber wurden inne, daß die Königin, wenn sie sie ihrem Lieblinge beygesellte, bloß die Erhöhung des Grafen von **Tott** zu befördern und zu bemänteln suchte. Sie schlugen einen Titel aus, der in Schweden niemanden, als den Söhnen des Königs, war verliehen worden, und welcher der Nation zur Last werden könnte. „Unsre Verdienste, sagten sie, und „unsre Tugenden müssen uns über die andern „Mitbürger erheben; das ist die einzige Ehre, „die wir für uns und unsre Nachkömmlinge „suchen.“

Christine begab sich nach **Nycöping**, um von der Königin, ihrer Mutter, Abschied zu nehmen. Sie ließ den Prinzen von Schweden kommen, und sagte in seiner und der Hofleute Gegenwart: „Ich werde meine Regierung nie-

„derlegen;

„verlegen; aber betrüben Sie Sich darüber „nicht. Wenn Sie eine Tochter verlieren, be„kommen Sie dafür einen Sohn, der König „seyn, und für Sie alle Ehrerbietung, alle er„wünschte Sorgfalt, tragen wird.“ Sie nahm ihren Abschied mit vieler Standhaftigkeit. Die Königin Mutter aber zerfloß in Thränen, und die Zeugen dieses rührenden Auftritts nahmen an ihrer Wehmuth Theil.

Indessen kam die zum Reichstage bestimmte Zeit; und die Stände versammelten sich den einundzwanzigsten May in der Stadt Upsal. Die fremden Abgesandten und Minister wurden dahin eingeladen. Die Königin selbst kam, und hielt eine Rede zu der Versammlung. „Es „sind, sagte sie, zehn Jahre, daß ich die Herr„schaft führe. Ich habe alles dem Besten mei„ner Nation aufgeopfert, habe weder Sorgen „noch Nachtwachen gespart, um ihr diejenige „Ruhe zu verschaffen, deren sie innerhalb und „außerhalb des Landes genießt. Ich verlange, „zur ganzen Erkenntlichkeit für meine Bemü„hung, Ihre Einwilligung zu meiner Niederle„gung des Regiments. Ich bin dazu schlech„terdings entschlossen; und keine Macht, keine „Betrachtung, soll mich davon abbringen. Der „Prinz, den Sie bereits für meinen Nachfolger „erkannt haben, ist durch seine Fähigkeit und

„Eigen=

„Eigenschaften des Throns würdig. Einem sol-
„chen Könige kömmt es zu, über das kriegerische
„Schweden zu herrschen; ich bin so großmü-
„thig, meinem Vaterlande dieses Geschenk zu
„machen, und das Opfer, das ich ihm itzt brin-
„ge, hat es noch höher, als alle meine Dien-
„ste, zu rechnen.“ Die Königin ließ iedem
der Stände eine Schrift zustellen, welche aus-
führlich die Bewegungsgründe ihrer Abdankung
enthielt. Die Stände wollten darauf dringen,
daß sie ihren Entschluß ändern möchte. **Chri-
stine** aber antwortete: „und wenn man mir
„noch eine Krone dazu antrüge, würde ich doch
„die Regierung nicht über die bestimmte Zeit
„behalten.“

Man mußte also darein willigen, daß sie den Zepter an den Prinzen **Carl Gustav** übergäbe. Unter der Benennung einer Appanage trat man ihr die Inseln **Oeland, Gothland** und **Oesel, Wollin, Usedom**, die Stadt und das Schloß **Wolgast**, nebst verschiednen Ländereyen in Pommern und Mecklenburg, ab, welches alles zusammen ungefähr zweyhundertvierzigtausend Thaler an Einkünften betragen konnte. Darein willigte man nicht, ihr das oberherrliche Recht über diese Ländereyen zuzugestehen, weil es wider den Vortheil des Staats gewesen wäre, wenn **Christine** einmal den Besitz davon an Fremde

hätte

hätte abtreten können. Der Reichsrath verlangte, daß die Königin gehalten seyn sollte, ihren Aufenthalt in Schweden zu nehmen. Der Prinz **Carl Gustav** aber stellte vor, sie erkaufte ihre Freyheit um einen zu hohen Preis, daß man ihr noch Zwang anthun sollte. Es war außerdem Schwedens und des neuen Königs Vortheil, daß **Christine** sich entfernte, damit sie nicht in der Nähe seyn möchte, Parteyen zu errichten, und Unruhen zu erregen, wenn sie iemals misvergnügt über die Regierung würde, oder Lust bekäme, den Thron wieder zu besteigen.

Als **Christine** im Begriffe war, die Regierung niederzulegen, zeigte sie noch einmal ihr Ansehen auf eine Art, darüber ganz Schweden erstaunte. Sie gab dem Residenten von Portugall Befehl, ihre Staaten zu verlassen, und nannte den Herzog von **Braganza**, dessen Minister er war, den unrechtmäßigen Herrn eines Landes, das dem spanischen Könige, **Philipp dem vierten**, gehörte. Diese Angelegenheit hatte die Königin keinem der Reichsräthe entdeckt. Da sie inzwischen bey ihrer Krönung den Ministern von Portugall Zutritt verstattet, und sogar mit dem Könige **Johann dem vierten** ein Bündniß geschlossen hatte, so schien es, sie könne nicht wider ihr eignes Zeugniß handeln. Der Prinz **Carl** und die Reichsräthe

ließen dem portugiesischen Residenten ingeheim sagen, er möchte nur zu Stockholm bleiben; er sollte, nach Christinens Abdankung, alle Genugthuung erlangen. Die Königin hatte sich durch diese Handlung bey dem Könige in Spanien beliebt zu machen gesucht, weil sie erst Willens war, in seinen Staaten in Flandern zu bleiben.

Endlich erschien der von Christinen so gewünschte, und von ganz Schweden gefürchtete Tag der feyerlichen Abdankung; der sechzehnte Junius des Jahrs 1654. Um sieben Uhr des Morgens begab sich die Königin nebst dem Prinzen in den Reichsrath. Sie ließ die Urkunde ihrer Abdankung ablesen, und unterzeichnete sie. Sie entsagte auf immer, sowohl für sich, als für ihre Nachkommen, ihren Rechten auf die Krone Schweden, und trat sie nebst allen ihren Ansprüchen an ihren Vetter, den Prinzen Carl Gustav, ab. Ihn ernannte sie zu ihrem Thronfolger, mit der Bedingung, daß er sie Zeit ihres Lebens im Besitze der Ländereyen erhalten sollte, die man ihr als Appanage zugestanden hätte. Sie behauptete, was ihre Person anbeträfe, könne sie in allem nach ihrem Gutdünken verfahren, ohne zu Unterwürfigkeit oder Gehorsam verbunden zu seyn; sie sey Gott allein, sowohl wegen ihrer bisherigen Handlungen,

gen, als wegen dessen, was sie künftig noch thun könnte, Rechenschaft schuldig; indessen versprach sie, nichts zu thun, das dem Besten des Staats zuwider wäre. Endlich behielt sie sich völlige Macht und Gerichtsbarkeit über ihre Gesellschafter und Hausbediente vor. Der Erbprinz versicherte **Christinen** insbesondre den Besitz und Genuß der Einkünfte aller der Ländereyen, welche sie sich ausbedungen hatte. Er machte sich anheischig, sie in allen ihren Rechten zu erhalten, und betheuerte, er werde zeitlebens nie aufhören, ihre Wohlthaten zu erkennen, und ihre Vortheile vor Augen zu haben.

Nach der Ablesung und Unterzeichnung dieser Urkunden, legten die obersten Beamten von Schweden **Christinen** ihre königlichen Kleider an, und setzten die Krone auf ihr Haupt. In die rechte Hand nahm sie den Zepter, und in die linke den Reichsapfel. Vor ihr her trugen der Großmarschall und Großschatzmeister das Schwerd und den goldnen Schlüssel. Mit diesem Pomp der königlichen Würde gieng **Christine** in einen großen Saal des Schlosses, wo alle Stände des Reichs, die Minister der ausländischen Fürsten und die Hofdamen versammelt waren. Sie stieg drey Stufen hinan, und setzte sich auf einen Stul von dichtem Silber. Hinter ihr standen ihr Oberkammerherr und ihr

Hauptmann von der Leibwache. Der Erbprinz saß auf einem Lehnstule auf der rechten Seite des Throns, aber außer den Stufen.

Nachdem alles also geordnet war, verlas ein Reichsrath mit lauter Stimme die Urkunde, wodurch **Christine** auf die Krone Verzicht that, und den Unterthanen den ihr geleisteten Eyd der Treue erließ. Diese Urkunde übergab er dem Prinzen **Carl Gustav.** Darauf verlas ebenderselbe die Verschreibung, wodurch der Prinz sich anheischig machte, **Christinen** im Besitz ihrer Rechte und bestimmten Einkünfte zu erhalten; diese Schrift überreichte er der Königin.

Darauf traten die obersten Beamten des Reichs zu dem Throne, um von **Christinen** die königlichen Kleider zu empfangen, und legten sie auf einen Tisch, der zur linken Hand außer den Stufen stand. Man bemerkte, daß der Graf **Peter Brahe,** oberster Polizeyrath von Schweden, die Krone der Königin nicht vom Haupte nehmen wollte, und daß sie genöthigt war, sie selbst abzunehmen.

Als diese Staatsgebräuche vorüber waren, trat **Christine** in einem Unterkleide von weißem Atlas auf, und redte eine halbe Stunde lang mit eben so vieler Beredtsamkeit als Standhaftigkeit. Sie wiederholte alle Begebenheiten während ihrer Herrschaft, sie legte den Entwurf vor,

vor, den sie bey ihrer Regierung in den gefährlichsten Zeiten befolgt, und erhob mit vieler Kunst alle die Sorgen und Arbeiten, die sie für den Ruhm und das Glück der Nation übernommen hatte. Sie vergaß nicht die Verbindlichkeiten, welche Schweden dem verstorbnen Könige **Gustav Adolf**, ihrem Vater, schuldig wäre, und breitete sich über die guten Eigenschaften des Prinzen, ihres Nachfolgers, weitläuftig aus, der dem Lande eine eben so glückliche als blühende Regierung verspräche.

Ein Theil der Zuschauer ward bis zu Thränen bey dem Anblicke einer Königin gerührt, die itzt mehr als iemals des Throns würdig schien, den sie mit so vieler Standhaftigkeit in der Blühte ihres Alters verließ. Verschiedne griffen nach ihrem königlichen Mantel, und zerrissen ihn, weil sie gern etwas zum Andenken dieser geliebten Königin erhalten wollten. Der Großkanzler **Oxenstiern** weigerte sich, die Verrichtungen seines Amts zu versehen, damit er nicht **Christinens** Absagung zu billigen schiene. „Ich „habe mich, sagte dieser Minister, gegen mei„nen König, **Gustav Adolf**, endlich anhei„schig gemacht, die Krone, so viel bey mir stün„de, seiner Tochter zu erhalten. Es würde Ver„brechen und Verrätherey von mir seyn, wenn „ich auf irgendeine Art an einer Handlung Theil

„nähme, die sie von der königlichen Würde aus-„schließen soll.“ Der Reichsrath **Schering Rosenhave** vertrat seine Stelle bey dieser Feyerlichkeit. Er hielt eine Rede an die Königin im Namen der Stände. Als er aufhörte, stieg **Christine** vom Throne herab, und reichte die Hand den obersten der Stände, um sie zu küssen. Der Lord **Whitelock**, englischer Abgesandte, der dabey zugegen war, erzählt, daß, als der Landmarschall und die Redner der drey ersten Stände gesprochen hatten, der Redner der Bauern hinzutrat, ohne ein Wort zu sagen, die Hand der Königin auf den Knien faßte und schüttelte, sie drey bis viermal küßte, und häufige Thränen vergoß, die er mit seinem Schnupftuche abtrocknete. Darauf stand er auf, kehrte der Königin den Rücken, und gieng eben so stillschweigend davon, als er gekommen war. „Konnte er wohl, sagt der Abgesandte, die Liebe „dererjenigen, deren Stelle er vertrat, treuher-„ziger und freymüthiger ausdrücken? Es war „in der That eine rührende seltsame Scene, die „einzige in ihrer Art, da man die vornehmste „Dame der Nation, ein junges Frauenzimmer, „mitten unter so vielen großen und angesehenen „Personen, deren Anzahl sich über tausend erstreck-„te, auftreten sah, mit so vieler Anmuth reden, und „ihnen einen Vortrag von dieser Art thun hörte.“

Nachdem die Königin den Abgeordneten der Stände Gehör gegeben hatte, näherte sie sich dem Prinzen, ihrem Nachfolger, und richtete an ihn eine sehr erhabne und nachdruckvolle Anrede, auf welche **Carl Gustav** antwortete, er würde unausgesetzt von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen seyn, und niemals die Ehrerbietung und Dienstleistungen vergessen, zu denen er durch Pflicht und Neigung gegen sie und die Ihrigen verbunden wäre. Der Prinz hielt auch eine Rede an den Reichsrath und die Stände, und empfieng von ihnen die Versicherungen ihrer Treue und ihres Gehorsams. **Christine** erzählt, **Gustav** habe die Krone aus ihren Händen auf den Knien empfangen, und niemals in ihrer Gegenwart tragen wollen.

Christine verordnete, daß der Tag ihrer Abdankung öffentlich als ein Fest begangen werden sollte. Sie ließ den Gefangnen, sogar den zum Tode Verurtheilten, die Freyheit wiedergeben. Der Prinz **Carl Gustav** ward an dem nämlichen Tage gekrönt, und zum Könige in Schweden ausgerufen. Er ließ, zu folge seiner Erhöhung, eine Münze schlagen, auf welcher er sitzend die Krone aus **Christinens** Händen annimmt, welche stehend abgebildet wird. In der Mitte steht der Name Gottes mit Stralen umgeben. Die Umschrift heißt:

a Deo et Christina. Diese Münze gefiel den Ständen nicht, welche behaupteten, sie hätten den neuen König aus eigner Bewegung, durch eine völlig freye Wahl, zu der sie allein berechtigt wären, ernannt.

Christine eilte nun jene Freyheit zu geniessen, die sie mit Verlust einer Krone erkauft hatte. Sie reiste des Nachts, nach einem großen Gastmahle, zwischen eilf und zwölf Uhr von **Stockholm** ab, um sich nach **Upsal** zu begeben. Auch in dieser letztern Stadt wollte sie nicht lange bleiben, und da sie einer von ihren hohen Bedienten bat, nicht so sehr zu eilen, gab sie zur Antwort: „meine Rolle ist zu Ende. Ich „mag nicht einen andern an den Orten herrschen „sehen, wo ich sonst befehlen konnte.“

Indessen mußte sie mit der Nation behutsam umgehen, welche sie gern in Schweden zurückhalten wollte, und sich fürchtete, sie möchte ihre Reichthümer und Einkünfte an fremde Oerter schaffen sehen. Sie bezog also ein Haus zu **Stockholm**, und stellte sich, als wollte sie dort ihre Wohnung aufschlagen; iedoch blieb sie nur fünf Tage da. Eine Krankheit, die sie, dem Vorgeben nach, befiel, und gegen die sie sich die Wasser zu **Spa** verordnen ließ, diente ihr zum Vorwande, aus dem Lande zu kommen. Man glaubte, sie wolle zur See nach Deutsch-

land gehen. Der König ließ zwölf Kriegsschiffe zu ihrer Begleitung ausrüsten. Die Prinzessin aber, welche andre Absichten hatte, entschuldigte sich mit dem Unbestande des Windes, und begab sich nach **Halmstadt** in der Provinz **Halland.** Dort hielt sie sich vier Tage auf. Darauf gieng **Christine** nach **Collen.** Hier nahm sie ihre Verwandlung vor, und sagte lachend: **ich will eine Mannsperson werden.** Sie schickte alsbald die Frauenzimmer zurück, und behielt nur vier Edelleute in ihren Diensten, die Grafen **Dohna** und **Steinberg**, den Baron **Soop**, und einen andern Herrn, die alle nicht wußten, wo es hin gienge. Sie legte die Kleider ihres Geschlechts ab, kleidete sich als ein junger Herr, und gab sich den Namen eines Sohns des Grafen von **Dohna**, damit sie mit mehrerer Freyheit reisen könnte. Als sie an die schwedische Gränze an einen kleinen Bach kam, der damals dieses Königreich von Dänemark absonderte, stieg sie vom Wagen, sprang auf die andre Seite hinüber, und rufte in einer Entzückung von Freude aus: „Endlich bin ich frey, und außer Schweden; ich „hoffe, niemals wieder dahin zu kommen.“

So viele Vorsicht auch **Christine** brauchte, nicht erkannt zu werden, so kam doch das Gerücht von dem Sonderbaren ihres Characters und

ihrer Handlungen überall ihr zuvor, und kündigte sie an. Da die Königin von Dänemark hörte, daß **Gustavs** Tochter in ihren Staaten wäre, die mit so vielem Eifer vor einem Throne und ihrem Vaterlande floh, verkleidete sie sich als eine gemeine Frauensperson, um eine so ausserordentliche Prinzessin zu sehen. Sie gieng in den Gasthof, den die vornehme Reisegesellschaft bezogen hatte, und gelangte selbst zu dem Vergnügen, **Christinen** zu unterhalten. Man sagt sogar, sie hätte, da sie ihre Neugier zu weit trieb, nicht eben Ursache gehabt, sich mit diesem Gespräche zu schmeicheln, weil **Christine** ihre Meynung von dem dänischen Hofe sehr offenherzig entdeckt hätte.

Der König **Carl Gustav** hatte einem Officier aufgetragen, seine Wohlthäterin bis an die schwedische Gränze zu begleiten. Er ließ ihr nochmals die Krone sammt seiner Hand anbieten. **Christine** aber gab zur Antwort: „Denkt man denn, es gereue mich schon, daß „ich frey und ganz mein eigner Herr bin? Meine „Freyheit ist mir lieber, als die prächtigste „Knechtschaft.“ **Carl** liebte in der That die Tochter **Gustavs**; und wenn man das glauben will, was **Christine** lange nach ihrer Abdankung schreibt, so hat der König in Gegenwart verschiedner Standespersonen beyderley Geschlechts

schlechts gesagt: „Christine hat mich zum Kö„nige gemacht; sie hat mir eine Gemahlin gege„ben; aber ich werde zeitlebens unglücklich seyn, „weil sie mir den Ruhm, sie zu besitzen, ver„weigert hat. Nichts kann mich dafür schad„los halten.“

Die Prinzessin eilte, dem Prinzen von Conde selbst von ihrer Abdankung Nachricht zu geben. Es war eine heldenmüthige That, wodurch sie um so viel mehr die Bewunderung ihres Helden zu verdienen glaubte. „Ich suche „meinen ganzen Ruhm in Ihrem Beyfalle, „schrieb sie ihm, und werde mich durch Ihre „Hochachtung für eben so geehrt halten, als „durch die Krone, welche ich trug. Wenn Sie, „nachdem ich ihr entsagt habe, mich der erstern „nicht für weniger würdig achten, so werde ich „zwar bekennen, daß die Ruhe, die ich so sehr „gewünscht habe, mich theuer zu stehen kömmt, „niemals aber werde ich bedauern, daß ich sie „um diesen Preis erkauft habe, oder durch „niedrige Reue eine That verdunkeln, die in mei„nen Augen so schön war.“

Ehe noch Christine die Krone niederlegte, hatte sie der französischen Akademie ihr Porträt geschickt. Sie schrieb nachher an diese berühmte Gesellschaft, um für die gute Aufnahme ihres Geschenks zu danken. „Ich habe für

„Sie,

„Sie, setzt sie hinzu, eine besondre Hochachtung, „weil ich stets die Tugend hochgeachtet habe; „und zweifle nicht, Sie werden mir eben so ge„wogen im Privatstande seyn, als Sie mir „auf dem Throne gewesen sind. Die schönen „Wissenschaften, welche ich nunmehr in Ruhe, „und mit aller der Muße, die ich mir verschafft „habe, zu studieren gedenke, erwecken mir so„gar Hoffnung, daß Sie mir zuweilen Ihre „Werke mittheilen werden, weil sie des Rufs, „in dem Sie stehen, würdig, und fast alle in „Ihrer Sprache geschrieben sind, welche mir „in meiner Einsamkeit die liebste seyn wird.“

Dem berühmten **Gassendi** schickte sie eine Schaumünze, die an einer goldnen Kette hieng, und versprach ihm einen jährlichen Gehalt. Das Verdienst ehren, und die Talente aufmuntern, war ihre liebste Beschäfftigung.

Christinens Abtritt von der Regierung wird allezeit eine Streitfrage bleiben, die schwer aufzulösen ist. Es ist in der That sonderbar und erstaunenswerth, wenn man eine junge Königin sieht, die, von ihrem Volke angebetet, von allen Nationen bewundert, mit Weisheit die Regierung verwaltet, in ihrem Rathe unausgesetzt den Vorsitz führt, und alle Eigenschaften des geschicktesten Staatsministers zeigt; wenn man sie mit Lorbeern des Triumphs geschmückt, als

als eine Siegerin über alle ihre Feinde, als die Schiedsrichterin des Friedens, als die Wohlthäterin der vornehmsten Völker Europens sieht, wie sie endlich von freyen Stücken, ungeachtet der wiederholten Vorstellungen aller Stände, der Herrschaft über ein Königreich entsagt, das durch den glücklichen Erfolg ihrer Waffen vergrössert, und durch ihre Sorgfalt mit dem Glanze der Wissenschaften und Künste verschönert worden war. Niemals hat Schweden einer so schönen und glücklichen Regierung genossen. Die Königin setzte die Handlung zur See in blühenden Stand, munterte den Fleis auf, und erweckte das Genie ihrer Unterthanen. Sie verschaffte den Gesetzen ein neues Ansehen, ehrte Tugenden und Verdienste, und man kann sagen, daß sie das Muster einer vollkommnen Regierung gab. Ihr Verstand, der frühzeitig durch die tiefsinnigsten und schwersten Studien geübt worden war, machte sich ein Spiel aus den Geschäfften; weit entfernt, davon überhäuft zu werden, fand er darinnen eine Einförmigkeit, welche für sie die vornehmste Ursache der Langenweile und des Ueberdrusses war. Herr Chanut, französischer Abgesandte am schwedischen Hofe, der einer der vornehmsten Vertrauten Christinens, und wie sie sich selbst ausdrückt, einer ihrer Freunde gewesen ist, hat eine Abschilderung dieser Königin

nigin entworfen, welche unstreitig viel Aehnliches hat, und von der man vielleicht neugierig seyn wird, die vornehmsten Züge zu sehen.

„**Christine** war von etwas mehr als mitt„ler Statur; sie hatte eine breite Stirne, eine „Habichtnase, große und lebhafte Augen, einen „freundlichen Blick, etwas Männliches in ihrer „Gestalt, und eine Gesichtsbildung, die sich nach „Maßgabe der Regungen ihres Herzens verän„derte. Den Putz liebte sie nicht; oft bedeckte „sie sich nur den Kopf mit einem Federhute, und „die Amazonenkleidung zog sie den Kleidern ih„res Geschlechts vor. **Christine** schlief we„nig, liebte die Bewegung, daß sie sogar zehn „Stunden nach einander mit der Jagd zubrin„gen, sich allen Unbeqvemlichkeiten der Witte„rung aussetzen, und Regen, Frost oder Hitze „gleich gut vertragen konnte. Sie war sehr be„hend, und fand ihre Lust daran, ein Pferd zu „regieren. Ihr Herz strebte stets nach Ruhm, „welcher ihr Element war. Sie hatte einen ho„hen Begriff von der Tugend, und redete da„von auf gut stoisch. Die Erörterung einer „Streitfrage belustigte sie; und in den wichtig„sten Materien sowohl, welche die Regierung „betrafen, als in den leichtern, welche zur blos„sen Zeitkürzung dienten, gab sie ihre Meynung „nicht eher von sich, bis die Gedanken der an-

„dern

„dern in gnugsames Licht gesetzt waren. Sie „legte sich mit unbeschreiblichem Eifer auf alle „Arten von Wissenschaft. Sie studierte die „Geschichte, und las täglich etwas in den Jahr„büchern des Tacitus, welchen Schriftsteller „sie ihr Schachspiel nannte, anzuzeigen, daß „er vielen Stoff zum Denken und Nachsinnen „gäbe. Diese Prinzessin sagte, kein Unfall wä„re im Stande, die Ruhe ihres Geistes zu er„schüttern, und der Tod selbst erregte ihr nicht „mehr Furcht, als der Schlaf. Sie war in „der Arbeit unermüdet, und erkundigte sich nach „allen Staatsangelegenheiten. Die Abgesand„ten und fremden Minister pflogen stets ihre Un„terhandlung mit der Königin, und sie beant„wortete selbst, oft ohne Vorbereitung, die An„reden, die öffentlich an sie geschahen.“

So viele Fähigkeit zu herrschen hätte sie auf dem Throne erhalten sollen, auf dem eine große und edle Seele der Welt so nützlich seyn kann. Allein die Liebe zur Freyheit führte Christinen weit von ihrem Vaterlande hinweg. Sie kam zu Hamburg an, und blieb einige Tage in dem Hause des Texeira, eines reichen Juden, der ihr Agent gewesen war. An den Orten, wo sie durchreiste, ward sie von den obrigkeitlichen Personen bewillkommt. Man erwies ihr noch immer die einer Königin gebührenden Eh-

renbe-

renbezeugungen. Zu **Münster** besah sie die Jesuiterschule, sie wartete darinne den Gottesdienst ab, und machte ihr ein Geschenk von hundert Ducaten. Da sich das Gerücht von ihrer Ankunft zu sehr unter dem Volke verbreitet hatte, reiste sie des Morgens sehr früh ab. Sie gieng durch Holland, und blieb zu **Antwerpen** bey einem Kaufmanne. In diesem Aufenthalte legte sie wieder Frauenzimmerkleider an, und empfieng die Besuche und Complimente der vornehmsten Personen.

Zu **Brüssel** hielt **Christine** einen prächtigen Einzug. Der Erzherzog **Leopold** besuchte sie mit den seiner Herkunft und seinem Range gebührenden Staatsgebräuchen. Der Prinz von **Conde** verlangte bey seinem Besuche ebendieselben Ehrenbezeugungen; die Königin aber schlug es ab, und so große Lust sie auch hatte, diesen Helden zu unterhalten, trug sie doch wegen einiger Umstände des Cärimoniels Bedenken. Der Prinz schlich sich eines Tages unter die Hofleute, von welchen das Zimmer der Königin angefüllt war. „Ich muß doch, sagte er, „diese Prinzessin sehen, die so leicht eine Krone „verläßt, um die wir übrigen fechten, und nach „ihr unser ganzes Leben hindurch laufen, ohne „sie erreichen zu können.“ Er wollte sie betrachten, ohne von ihr erkannt zu werden. **Christine**

stine aber sah ihn starr an, kannte ihn an der Abbildung, die man ihr von ihm gemacht hatte, und eilte, ihn auf eine standesmäßige Art zu empfangen. Der Prinz, da er sich entdeckt sah, begab sich alsbald wieder hinweg, und als ihn die Königin begleitete, sagte er ihr: „entweder alles, Madam, oder gar nichts.“ Einige Tage darauf sprachen sie einander gleichsam im Vorbeygehn; sie waren nicht wohl mit einander zufrieden, und die Unterredung war sehr kaltsinnig. Die Königin rufte aus, als sie den großen Conde sah: „Mein Vetter, wer hätte „vor zehn Jahren geglaubt, daß wir einander „auf solche Art, weit von unserm Vaterlande, „antreffen würden?“

Die Geistlichkeit indessen und die verschiednen Stände in Schweden besorgten, Christine möchte Willens seyn, sich in einem fremden Königreiche niederzulassen, und sogar die Religion zu ändern. Sie trugen dem Grafen von Tott auf, ihr im Namen der ganzen Nation Vorstellungen zu thun, um diese Prinzessin zu bewegen, daß sie in ihr Vaterland zurückkehrte, und sich nicht von den Grundsätzen ihres Landes, und königlichen Herrn Vaters, entfernte. Zugleich überreichte ihr dieser Herr Briefe an die fremden Höfe. Christine wies diese Empfehlungen von sich; ihre Herkunft, sagte sie, und ihr Na-

me wären ihr Geleitsbriefe genug. Wegen der Besorgnisse des Reichsraths und Volks gab sie zur Antwort: „Der Thron wäre der einzige „Ort, wo sie in Schweden erscheinen könnte; „da ihr einmal die Nation erlaubt hätte, von „demselben abzutreten, könnte sie ihr nicht mehr „einen Aufenthalt vorschreiben, noch ihre Frey- „heit einschränken. Außerdem, setzte sie hin- „zu, haben die Schweden einen König, dessen „Klugheit und Tapferkeit eine eben so ruhmvol- „le, als weise Regierung, verspricht. Ich ha- „be das größte Opfer meinem Vaterlande ge- „bracht; nun bin ich ihm nicht weiter nützlich. „Ich bitte nur, daß es nicht meine Ruhe und „mein Vergnügen stören möchte.“

Die Königin lud den Herrn **Chanút**, französischen Abgesandten bey den Generalstaaten, und Residenten zu Haag, ein, sie zu besuchen. Dieser Minister ließ sich von seinem Könige Erlaubniß ertheilen, und erhielt einen Paß vom Erzherzoge **Leopold**. Diese Zusammenkunft, dabey **Christine** keine weitere Absicht hatte, als ihr Herz auszuschütten, und ihrem ehmaligen Vertrauten die Entwürfe zu entdecken, die sie wegen ihres Privatlebens gemacht hatte, schien in den Augen Europens eine Staatssache, und Unterhandlung zur Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und Spanien zu seyn, die damals

mals Krieg mit einander führten. Die Gerüchte, welche man daher Gelegenheit nahm auszubreiten, waren dem Hofe von Frankreich misfällig. Herr **Chanüt** bekam Verweise. Er suchte sich dagegen durch Vorzeigung der Briefe zu rechtfertigen, die er an die Königin geschrieben, und von ihr empfangen hatte. Er vermochte auch **Christinen**, zu bezeugen, daß ihre Unterredung bloß von Privatangelegenheiten, die sie selbst anbetrafen, gehandelt hätte. Indem diese Prinzessin die Wahrheit bekräftigte, zeigte sie bey dieser Gelegenheit ihre Parteylichkeit für den spanischen Hof, und schonte Frankreich gar nicht; wodurch sie diese Macht wider sich aufbrachte. Der König in Schweden sagte sich von aller Theilnehmung an ihrem Betragen und ihrer Gesinnung los.

Christine war seit einiger Zeit darauf umgegangen, die römischkatholische Religion anzunehmen. **Anton Macedo**, ein Jesuit, der im Gefolge des portugiesischen Abgesandten nach Schweden kam, war der erste Urheber ihrer Religionsveränderung. Die Königin, die begierig war, etwas neues zu hören, verlangte einige geschickte Geistliche, von denen sie nähern Unterricht erhalten könnte. Dem **Macedo** ward ingeheim aufgetragen, einige gelehrte Missionarien kommen zu lassen. Der Jesuit verlangte

von dem Gesandten seinen Abschied, unter dem Vorwande, die kalte Witterung wäre seiner Gesundheit nicht zuträglich. Da er nicht Urlaub erhalten konnte, ergriff er die Flucht. Die Königin that dazu allen Vorschub, weil sie den Bewegungsgrund davon muthmaßte. **Macedo** kam nach **Rom**, und ließ durch den General seines Ordens die Patres **Franz Malines** und **Paul Cassati** abschicken, welche sich nach Schweden begaben, und **Christinen** zu dem Entschlusse brachten, die protestantische Religion abzuschwören.

Sie vollführte dieses Vorhaben den vierundzwanzigsten December im Kabinette des Erzherzogs, und legte den Eyd an den Pater **Gvesmes**, einen Dominicaner, in Gegenwart verschiedner Abgesandten und Minister der katholischen Fürsten, ab. Auf diese so heilige Feyerlichkeit folgte eine sonderbare Abwechslung weltlicher Lustbarkeiten. Der Kardinal **Mazarin** ließ der Prinzessin glückwünschen, und schickte Banden von Schauspielern nach **Brüssel**, welche wechselsweise Theaterstücke aus verschiednen Sprachen aufführten. Tanzen, Jagen, und Ritterspiele dienten nach einander zur Belustigung. Es scheint nicht, daß **Christine** viele Andacht bey einer Handlung gebraucht habe, die ihr ganzes Gemüth sollte eingenommen haben.

Sie

Sie schrieb um diese Zeit von **Brüssel** aus an die Gräfin **Ebba Sparre**, ein Frauenzimmer, welches sie sehr hochachtete, und am liebsten hatte. „Man erweist mir hier tausendfache Ehre, und ich bin mit iedermann in gutem Vernehmen, nur nicht mit dem Prinzen „von **Conde**, den ich bloß in der Komödie und „beym Spatzierfahren zu sehen bekomme. Meine Geschäffte sind gut essen und gut schlafen, „ein wenig studieren, schwatzen, lachen, französische und italiänische Komödien sehen, und „die Zeit unter lauter Vergnügungen hinbringen. „Kurz, ich höre keine Predigten mehr, und verachte die Redner; **es ist alles eitel**, sagt „**Salomo**. Jeder mag vergnügt leben, mag „essen, trinken und singen — Leben Sie wohl, „meine Schöne, und erinnern Sich Ihrer „**Christine**."

Die Königin dachte von der Religion sehr frey, wie es ihr Betragen und ihre Reden gnugsam bezeugen. Die Jesuiten von **Löwen** sagten ihr einmal, wenn sie würde katholisch seyn, würde man sie unter die Heiligen, gleich neben der heiligen **Brigitte** von Schweden, setzen. „Ich „sähe doch lieber, sagte sie sehr lustig, daß man „mich unter die Klugen setzte." Man hat also Grund, zu vermuthen, daß **Christine** hauptsächlich dadurch zur Religionsänderung bewogen

wurde, weil sie gesonnen war, ihren Aufenthalt in katholischen Ländern zu nehmen, und sich eine Freystatt bey dem Pabste oder andern regierenden Herren verschaffen wollte, die geneigt seyn könnten, sie für die Einkünfte schadlos zu halten, die ihr die Schweden, wie sie unstreitig voraussah, nicht immer würden verwilligen wollen oder können.

Christine schrieb an den König in Schweden, ihn an die gegen sie getroffnen Verbindungen zu erinnern. Sie bat ihn, auszuwirken, daß die Stände ihren Aufenthalt in fremden Ländern genehm halten möchten, weil er der Nation nützlich, wenigstens gleichgültig seyn könnte. Ebendavon suchte sie den obersten Reichsrath, Grafen von Brahe, zu überreden. „Bey „der gegenwärtigen Verfassung der Umstände, „schrieb sie an ihn, erfordert es, deucht mich, „der Wohlstand und das Beste meines Vater„landes, daß ich abwesend bleibe. Ich bilde „mir ein, es sey für die gemeinschaftliche Ruhe „unser aller nothwendig, mich nicht mehr an „Orten zu zeigen, wo ich vormals geherrscht „habe.“

Die wahren Bewegungsgründe, welche diese Prinzessin von ihrem Vaterlande entfernt hielten, waren die Liebe zum Vergnügen, zu den Künsten und zur Freyheit. Sie hielt sich einige

Zeit zu **Brüssel** auf, wo sie einen zahlreichen Hof hatte, der aus angesehenen Standespersonen und Gelehrten bestand, welche von allen Seiten herbey kamen, um ihr, als wäre sie ihre Königin, Ehrerbietung zu erweisen. **Christine** lud **Menagen** zu sich ein. Sie hätte, sagte sie, den größten Theil des Weges bis zu ihm zurückgelegt, und glaubte, durch ihre Hochachtung und Neigung für ihn zu verdienen, daß er die übrige Reise thäte. **Menage** aber entschuldigte sich.

Die Lustbarkeiten zu **Brüssel** wurden durch die Nachricht von dem Absterben der verwittweten Königin in Schweden, **Christinens** Mutter, unterbrochen. **Gustavs** Wittwe konnte nicht sehen, daß **Christine** den Thron ihrer Väter verließ, ohne darüber einen tödlichen Verdruß zu empfinden, der ihr das Leben verbitterte, und sie vor der Zeit in das Grab stürzte. **Christine** begab sich drey Wochen über auf das Land.

Um ebendieselbe Zeit starb der Großkanzler, **Axel Oxenstiern.** Sein Ende war, wie sein Leben, sanft und ruhig. Er nahm mit sich in das Grab die Betrübniß, Hochachtung und Dankbarkeit seines Vaterlandes, dessen Lehrer, Stütze und Ruhm er lange Zeit gewesen war. Seine letzten Worte waren eine Erkundigung

nach Christinen, und er sprach noch, als er verschied: „Ich habe es ihr voraus gesagt, ihre „That würde sie noch gereuen; aber — doch sie „ist einmal die Tochter des großen Gustavs."

Der Zeitpunct der von dem Großkanzler angekündigten Reue war itzt noch nicht vorhanden. Christine genoß die ersten Tage ihrer Freyheit voll Entzückung. Sie machte Anstalten zur Reise nach Italien, weil sie Willens war, ihren Aufenthalt zu Rom zu wählen, in diesem Mittelpuncte der schönen Künste und der Wunder des Alterthums, einer vortrefflichen Gegend, wo es der Natur gefällt, ihre Reichthümer verschwenderisch auszutheilen. Vornehmlich lockte Christinen nach dieser schönen Hauptstadt ihr Bewundrer, der Kardinal Chigi, der unter dem Namen Alexanders des siebenten auf den päbstlichen Stul erhoben worden war.

Als Christine Brüssel verließ, machte sie dem Erzherzoge Leopold, und verschiednen Herren seines Hofs, prächtige Geschenke. Sie begab sich mit einem zahlreichen Gefolge auf den Weg. Als sie durch Augsburg gieng, führte man sie auf das Rathhaus, und die obrigkeitlichen Personen zeigten ihr einen Ort, wo Gustav Adolf sich aufgehalten hatte. Die Königin blieb einige Zeit stillschweigend stehen,

schlug

schlug die Augen nieder, und vergoß bey dem Andenken ihres Vaters Thränen.

In der Hauptkirche zu **Inspruck** wiederholte sie öffentlich und mit der größten Feyerlichkeit ihre Annehmung der römischkatholischen Religion. Der Pabst schickte, ihr Bekenntniß anzunehmen, und die bey dergleichen Vorfall üblichen Gebräuche zu verrichten, den **Lucas Holstenius**, Domherrn bey der Peterskirche zu **Rom**, ersten apostolischen Notarius, und Aufseher der Bibliothek im Vatican, einen gelehrten Hamburger, der seit kurzer Zeit zur römischen Kirche übergetreten war.

Christinens Abschwörung gab nochmals zu vielen öffentlichen Freudensbezeugungen Anlaß. Noch denselben Nachmittag war Komödie, welcher (wenn man der unwahrscheinlichen Erzählung des Herrn **Chevreau** glauben will) die Königin beywohnte, und zu den Umstehenden sagte: „Es ist billig, daß man mich itzt eine Komödie sehen läßt, nachdem ich euch diesen Morgen selbst eine vorgespielt habe.“ Die Königin aber war so unbesonnen nicht, daß sie hätte eine Handlung lächerlich machen sollen, bey der ihr, wegen der Vortheile, die sie davon hoffte, so viel daran liegen mußte, daß man sie für aufrichtig halten möchte.

Sie gab von ihrer Bekehrung dem Könige in Schweden Nachricht; und man kann nichts Demüthigers lesen, als den Brief, den sie damals an den Pabst schrieb. „Ich habe aller Welt „gezeigt, schreibt die Königin, daß ich mit „größter Freude ein Königreich verlassen konnte, „wo man die Ehrfurcht für Ew. Heiligkeit un„ter die unverzeihlichen Sünden rechnet; ich ha„be alle menschliche Ehrerbietung von mir gewie„sen, um zu erkennen zu geben, daß ich den „Ruhm, Ew. Heiligkeit zu gehorchen, der Eh„re, über die ganze übrige Welt zu herrschen, „vorziehe.“

Der Pabst war gegen **Christinen** nicht undankbar. Er unterließ nichts, sie für das Opfer zu belohnen, das sie, ihrem Vorgeben nach, gebracht hatte. Er ließ ansehnliche Vorbereitungen machen, sie mit aller ihrem Range gebührenden Ehre zu bewillkommen. Die Königin reiste nur langsam auf **Rom** zu, weil sie durch die Lustbarkeiten aufgehalten wurde, die ihre Gegenwart in den Städten, durch die sie kam, veranlaßte. Man errichtete ihr an verschiednen Orten Triumphbögen, mit Aufschriften zu ihrem Lobe. Ihren Einzug in den vornehmsten Städten hielt sie zu Pferde, in Amazonenkleidung. Ihre Reise war ein beständiger Triumph.

Als

Als **Christine** die Thurmspitze von der Kirche zu **Loretto** erblickte, gab sie verschiedne Zeichen der Andacht von sich, und gieng zu Fusse in die Stadt. Sie hörte die große Messe, und opferte darauf auf dem Altare, wo das Bild der heiligen Jungfrau steht, eine Krone nebst einem Zepter, mit kostbaren Steinen versetzt. Der Pabst schickte der Königin zween Kardinäle als Legaten a latere mit einer zahlreichen Begleitung, und einem großen Gefolge von Kutschen, entgegen.

Den neunzehnten December, des Abends um sieben Uhr, kam **Christine**, bey dem Scheine unzählicher Fackeln, unter der Begleitung der Soldaten der Stadt, und eines zahlreichen Volks, von dessen Freudengeschrey die Luft erschallte, zu **Rom** an. Dieser Einzug, so großes Aufsehen er machte, sollte doch nur einen solchen bedeuten, der **unbekannter weise** geschähe. Man machte Anstalt zu einem andern, wo die größte Feyerlichkeit und Pracht gezeigt werden sollte.

Gleich nach ihrer Ankunft gieng **Christine**, dem Pabste ihr Compliment abzulegen, dem sie, nach dreymaliger Verbeugung, den Pantoffel und die Hände küßte. Diese Zusammenkunft dauerte nur kurz. Den folgenden Tag ließ sie sich durch den gelehrten **Lucas Holstenius** in die Bibliothek

liothek im Vatican führen, wo sie sich geraume Zeit mit Untersuchung dessen verweilte, was darinne Seltnes und Kostbares zu finden ist. Sie stattete dem Pabste einen neuen Besuch ab, und empfieng noch desselbigen Tages den Gegenbesuch.

Indessen erschien die Zeit zu dem feyerlichen Einzuge. **Christine** saß auf einem weißen Pferde, als Amazonin gekleidet, mit einem Federhute bedeckt. Sie zog durch die Stadt, und begab sich in die Kirche des heiligen **Peters**. Alle Soldaten stunden im Gewehr. Die Strassen waren mit Triumphbögen, mit Tapeten, Gemälden, Kränzen und Sinnbildern geziert, die auf den Namen und die Handlungen der Königin anspielten. Banden von Spielleuten waren von einem Orte zum andern vertheilt, und machten ihr Geräusch, dem eine öftere Losbrennung des Geschützes antwortete. Die römischen Damen, prächtig geschmückt, und mit Demanten bedeckt, waren als in einem Amphitheater aufgestellt. **Christine** sah sich nach Art der alten Sieger und römischen Feldherren geehrt. Der Pabst wollte ihr die Ueberwindung des Irrthums als einen rühmlichern Sieg vorstellen, der alle die Eroberungen von kriegerischen Völkern bey weitem überträfe. Die oberste Geistlichkeit erwartete sie am Thore der Kirche, und führte sie vor den hohen Altar, und von da in

die Kapelle des Pabstes, aus dessen Händen die Prinzessin das Sacrament der Bestätigung, und über den Namen **Christine** noch den Namen **Alessandra** erhielt. Darauf empfieng sie von den Kardinal Diakonen die Communion.

Die darauf folgenden Tage waren eben so viele Feste, während deren **Christinen** die größte Ehre erwiesen ward. Man zierte den farnesischen Pallast, der zu ihrer Wohnung bestimmt war, sehr prächtig aus. Der Pabst und die römischen Prinzen schickten ihr kostbare Eqvipagen und beträchtliche Geschenke. Die Königin besah die Kirchen und berühmtesten Klöster zu **Rom.** Sie betrachtete sorgfältig das urbanische Collegium **de propaganda Fide,** und die berühmte Buchdruckerey von zweyundzwanzig Sprachen; in dieser sah sie die Wünsche, welche man für ihre Gesundheit that, in acht verschiednen Sprachen aus der Presse kommen.

Nunmehr überließ sich diese Prinzessin mit 1656.
einem neuen Eifer ihrem Geschmacke an den schönen Künsten und Wissenschaften. Sie lud die vornehmsten Mitglieder aller römischen Akademien ein, sich die Woche einmal in ihrem Pallaste zu versammeln. Man las in allen diesen Zusammenkünften moralische Abhandlungen und Gedichte ab. Die Versammlung ward insgemein durch Musik beschlossen. Sie wohnte

verschiednen Schauspielen und Opern bey, welche auf die berühmtesten Vorfälle unter ihrer Regierung, vornehmlich aber auf ihre Aufopferung der Krone, Beziehung hatten.

Christinens Aufführung hatte viele Lobredner, und noch mehr Tadler. Man warf ihr vor, sie hätte aus Leichtsinn, oder gar aus Eigennutz, die Religion ihrer Väter verlassen, um eine andre anzunehmen, ohne daß sie darum in ihrem neuen Glaubensbekenntnisse gegründeter, oder geneigter schiene, die Pflichten ihrer Abschwörung zu befolgen, und Merkmaale ihrer Bekehrung zu geben. Ihre ausschweifende Liebe zu den Wissenschaften und Künsten ward für Schwachheit ausgegeben. Man machte ihr ein Verbrechen daraus, daß sie dem Throne des großen **Gustavs**, und vornehmlich dem Vermögen Gutes zu thun, und ihrem Vaterlande nützlich zu seyn, entsagt hätte, um flüchtig bey fremden Völkern umherzuschweifen, den Schutz und die Wohlthaten der Großen gewisser maßen zu erbetteln, und sich, da sie ihnen gleich geboren wäre, so weit herabzulassen, daß sie ihnen Glück und Rang verdanken müßte. Dadurch, sagte man, wird das eitle Vergnügen, die Ruinen von **Rom**, und verstümmelten Ueberbleibsel des griechischen und römischen Fleises zu sehen, etwas theuer erkauft.

Doch

Doch **Christine** befand sich noch in der ersten Trunkenheit der Freude über die Veränderung, und des Erstaunens über die Wunder, welche Natur und Kunst ihr von allen Seiten darboten. Täglich war sie beschäfftigt, die Akademien und Kirchen zu besuchen, die schönsten Gebäude zu betrachten, die Sammlungen der Gemälde von den größten Meistern zu besehen, die alten Bildsäulen und Meisterstücke der neuern Bildhauer zu bewundern. Einmal war sie sehr beredt, ein berühmtes Kunststück des Ritters **Bernini**, eine Bildsäule der **Wahrheit**, zu loben, und rufte während ihrer Betrachtung verschiedne male aus: Wie schön! Wie artig! Ein Kardinal, der dabey zugegen war, sagte bey dieser Gelegenheit: „Man kann sicher behaupten, „Madam, daß niemals ein Potentat die „**Wahrheit** so lieb gehabt habe, als Sie hier „zu erkennen geben“ – „Das macht, erwiederte sie, weil nicht alle Wahrheiten von Marmor „sind.“

Der Kardinal **Colonna** war einer der eifrigsten Hofleute bey dieser Königin. Er ward nicht müde, sie zu sehen und zu loben. Er konnte sogar sich nicht enthalten, sie zu lieben, und seine Neigung blicken zu lassen. **Christine** zog ihren Liebhaber auf, und der Pabst befahl dem Kardinale, sich wegzubegeben; diese Prinzessin, sagte

sagte er, wäre nicht darum nach **Rom** gekommen, um geärgert zu werden. Beynah die ganze Hofstatt der Königin bestand aus Spaniern; nach der Zeit aber schien sie ihre Neigung auf die Franzosen und Italiäner zu werfen, und wählte ihre Bedienung unter diesen. Den Spaniern misfiel dieser Vorzug, sie ließen ihre Eifersucht öffentlich blicken, und führten sehr unehrerbietige Reden von **Christinens** Verhalten. Die Königin äußerte deßfalls ihre Unzufriedenheit, und drohte, sie würde sich selbst Genugthuung zu verschaffen wissen, wenn sie keine erhielte. Der Pabst bekam von dem ganzen Geschwätze Nachricht, und machte ihm ein Ende, indem er öffentlich erklärte, er würde die geringste Beleidigung, darüber sich die Königin beklagen könnte, als eine solche, die ihm selbst widerfahren wäre, betrachten. Man entdeckte, um ebendiese Zeit, eine Verschwörung, die **Rom** mit einer Staatsveränderung bedrohte. Die Verschwornen, welche größtentheils Spanier waren, wollten, wenn man dem Verfasser des **türkischen Kundschafters** glauben will, die Stadt anstecken, sich der Person der Königin und des Pabsts bemächtigen, und den portugiesischen Abgesandten umbringen. Verschiedne der Aufrührer wurden eingezogen und gestraft. **Christinen** befiel eine Krankheit, welche man

dem

dem Verdrusse zuschrieb, der eine Folge dieser Unruhen war.

Die Begierde zu sehen und zu lernen war die herrschende Leidenschaft unsrer berühmten Amazonin. Sie ergriff den Vorwand einer Pest, die sich zu **Rom** äußerte, um von da wegzukommen, und eine Reise nach Frankreich zu thun. Indessen befand sich damals Schweden in öffentlichem Kriege mit Polen; der König behauptete die Ehre seiner Krone durch den Ruhm seiner Siege. Diese Kriegsverrichtungen aber erschöpften die Gelder des Staats, und waren Ursache, daß die Einkünfte der Königin nicht immer richtig übermacht wurden. Der Reichsrath, die verschiednen Stände des Landes, zumal die Geistlichkeit, eiferten wider ihre Abwesenheit und Religionsänderung. „Da sich, sprachen „sie, die Prinzessin einmal von uns lossagt, müs„sen wir denn ihren Aufwand bestreiten?“

Christine war also genöthigt, ihr Geschmeide für zehntausend Ducaten zu verpfänden. Sie nahm von dem Pabste Abschied, empfieng seinen Segen, und reiste mit dem Versprechen ab, wieder nach **Rom** zurückzukommen, welches sie als ihr neues Vaterland betrachtete. Sie stieg zu Pferde, und begab sich in Begleitung verschiedner Kardinäle, und eines zahlreichen Gefolgs, nach **Civitavecchia**. Hier

schiffte sie sich auf einer Galere ein, die der Pabst hatte ausrüsten lassen, in deren Gefolge drey andre kleinere Schiffe waren. Man erlaubte ihr nicht, zu Genua mit ihren Leuten stille zu halten, weil sich das Gerücht ausgebreitet hatte, daß an den Orten, woher sie käme, die Pest herrschte. Indessen schickte ihr die Republik prächtige Geschenke.

Die Königin kam endlich zu Marseille an, nicht ohne Furcht, von einigen türkischen Galeren angehalten zu werden, die auf ihrer Durchfahrt kreuzten. Der Herzog von Guise, ein ansehnlicher Prinz und liebenswerther Hofmann, kam ihr auf Befehl des Königs in Frankreich entgegen, um diese vornehme Fremde zu empfangen, und zu begleiten. In allen Städten, wodurch die Königin kam, ward sie feyerlich bewillkommt, und prächtig bewirthet. Die Guverneurs überreichten ihr die Schlüssel, und man trug zur Pracht einen Himmel über ihrem Haupte, indem die Bischöffe, Kriegsbedienten, oder obrigkeitlichen Personen ihre Anreden hielten. Zu Lyon hielt sie sich neun Tage auf, und kam den vierten September zu Fontänebleau an.

Mademoisell von Montpensier, eine Tochter Gastons von Orleans, Bruders Ludwigs des dreyzehnten, bat den König, ob sie gleich damals zur Strafe verwiesen war, um

Erlaubniß, der Königin von Schweden entgegen zu gehen. Wir wollen sie selbst hören, wie sie diese Zusammenkunft beschreibt. „Ich begab mich nach **Essone** – die Königin war bey „**Anselin**, um dort ein Ballet zu sehen – „Ich hatte mir so viel von ihrer seltsamen Art, „sich zu kleiden, sagen lassen, daß ich in großer „Furcht stand, ich würde, sobald ich sie sähe, „lachen müssen. Als man **vorgesehn!** rufte, „und mir meine Stelle anwies, ward ich sie an„sichtig. Sie setzte mich in Verwunderung; „und zwar nicht auf eine Art, die mir lächer„lich vorgekommen wäre. Sie trug einen grauen „Rock mit goldnen und silbernen Spitzen; ein „feuerfarbnes Oberkleid mit ebendergleichen Spiz„zen besetzt; um den Hals ein Tuch von genue„sischen Spitzen mit einem feuerfarbnen Bande „geknüpft; eine blonde Parucke, die hinten rund „zulief, wie sie Frauenzimmer zu tragen pflegen; „und einen Hut mit schwarzen Federn, den sie „in der Hand hielt. Sie ist weiß, hat blaue „Augen, die zu gewissen Zeiten freundlich, zu „andern strenge sehen, einen angenehmen ob„gleich großen Mund, weiße Zähne, eine große „Habichtnase. Sie ist sehr klein; ihre Klei„dung verbirgt die schlechte Taille. Alles zu„sammengerechnet, kam sie mir wie ein artiger „junger Herr vor.

„Nach dem Ballette giengen wir in die Ko„mödie. Hier mußte ich mich über sie verwun„dern. Die Stellen, die ihr gefielen, lobte sie „durch lauter Schwüre. Sie streckte sich auf „ihren Stul, warf die Füsse von der einen Sei„te zur andern, oder hieng sie gar über die Ar„me des Stuls. Sie wiederholte die Verse, „die ihr gefielen. Sie sprach von sehr vielen „Materien; und was sie sagte, ward mit guter „Art gesagt. Zuweilen befiel sie eine starke Zer„streuung, sie holte tiefe Seufzer; darauf kam „sie auf einmal wieder zu sich, gleich einem Men„schen, der aus dem Schlafe auffährt. Sie ist „in allem eine außerordentliche Person.

„Hernach giengen wir, ein Feuerwerk auf „dem Wasser zu besehen. Sie hatte mich bey „der Hand gefaßt. Es flogen Schwärmer sehr „nahe bey uns auf; ich fürchtete mich, und sie „zog mich damit auf. „Wie? sagte sie; eine „Person, die schon Gefechten beygewohnt, und „sich so schön betragen hat, kann sich noch fürch„ten?“ Ich antwortete ihr, ich wäre nur tap„fer, wenn es die Gelegenheit forderte, und das „wäre für mich genug. Die größte Lüsternheit, „sagte sie, die sie nur in der Welt empfunden „hätte, wäre diese, sich bey einer Schlacht zu „befinden; und eher würde sie nicht zufrieden „seyn, bis das geschehen wäre. Sie beneidete

„recht

„recht sehr den Prinzen von **Conde** wegen al„les dessen, was er gethan hätte. Es ist ein „guter Freund von Ihnen, sprach sie. „Ja, „Madam, gab ich zur Antwort, und auch ein „sehr naher Verwandter.“ Er ist der größte „Mann von der Welt, versetzte sie; das kann „man ihm gar nicht absprechen.“

Als **Christine** zu **Fontänebleau** war, kamen viele Hofdamen, sie zu begrüßen, und traten hinzu, sie zu umarmen. Die Königin ward durch diese Vertraulichkeit ein wenig beleidigt; doch sie sagte bloß: „sind denn diese Da„men thöricht mit Küssen? Ich glaube, es ge„schieht darum, weil ich einer Mannsperson „ähnlich sehe.“

Christine empfieng in Frankreich die größten Ehrenbezeugungen, so wie man sie vormals dem Kaiser **Carl dem fünften** erwiesen hatte. Ihren Einzug in die Hauptstadt hielt sie zu Pferde, in Amazonenkleidung. Ein Theil der königlichen Haustruppen, die Bürgerschaft und die Soldaten der Stadt stunden im Gewehr. Verschiedne Damen und Herren von Hofe folgten ihr in prächtigen Kutschen. Mitten unter einem schimmernden Gefolge, mit dem Zuruf eines unzählichen Volks begleitet, begab sie sich in die Kirche unsrer lieben Frauen, wo man den ambrosianischen Lobgesang anhörte. Darauf

stieg sie in eine offne Kutsche, fuhr nach dem **Louvre**, und begab sich in das Zimmer des Königs, welches mit den schönsten königlichen Geräthschaften ausgeziert war. Die Königin von England, der Adel, die Geistlichkeit, die obersten Gerichtshöfe, die Universität *, die **französische Akademie**, kamen, und statteten ihren Glückwunsch ab. **Christine** beantwortete alle diese Reden aus dem Stegreife, ohne vorbereitet zu seyn, sehr verständig und mit vielem Anstande. Verschiedne ihrer Anworten sind gedruckt worden. Ein Doctor der Gottesgelahrheit, an der Spitze seiner Facultät, machte ihr folgendes Compliment, das man sich gemerkt hat. Suecia te Christinam fecit, Roma Christianam, faciat te Gallia Christianissi-

* Der Rector derselben, Herr le Camus, verfertigte zur Ehre der Königin ein Gedicht, das vielen Beyfall fand. Man bemerkte vornehmlich diese beyden Zeilen, welche auf ihren Aufenthalt zu Rom, und ihren Titel als Königin der Gothen, anspielten.

te satis antiquae tenuerunt moenia Romae,
ruderaque vltores orbis testantia Gothos.

„Lange genug haben dich die Mauern des alten „Roms in ihrem Bezirke aufgehalten; und lange genug jene Ruinen, welche von den Rächern der Welt, den Gothen, zeugen."

stianissimam!* Es war der schmeichelhafteste Wunsch, den man nur thun konnte, und der unstreitig ihren Ehrgeiz befriedigt hätte. Allein es war nicht wahrscheinlich, daß ein junger König von neunzehn Jahren, der schönste Herr in seinem Lande, Neigung für diese ausländische Königin gewinnen würde, da sich in Ansehung des Alters, der Sitten, der Annehmlichkeit der Person, und des äußerlichen Betragens, so große Verschiedenheit fand.

Alle Gelehrten, die nur einigen Ruf hatten, fanden sehr leicht Zutritt bey der Königin, welche nicht misvergnügt war, daß sie ihnen ihre Wissenschaft zeigen konnte. Sie redete ieden insbesondre an, und sprach mit ihm von seinen Werken. Herr **Menage** führte alle die Personen von einigem Ansehen ein, die ihr aufwarten wollten; er sagte stets: „das ist der Herr „N., ein Mann von Verdiensten.“ Eines Tages, da die Königin mit zu vielen Besuchen überhäuft worden war, sagte sie mit einem verdrüßlichen Tone: „Der Herr **Menage** kennt „doch gar zu viele Männer von Verdien„sten.“

* „Schweden machte Christinen, Rom eine Chri„stin aus dir; möchte dich nun Frankreich zur „Allerchristlichsten machen!“

Von der Geschichte aller großen Familien, ihren Wappen, ihren vornehmsten Thaten, war sie sehr wohl unterrichtet. Die Staatsstreiche des Hofs und Liebeshändel der jungen Herren belustigten sie. Sie fand ihr Vergnügen daran, bey Gelegenheit geheime Umstände anzuführen, um die sonst niemand wußte. Sie kannte die Namen aller Liebhaber der Künste. Wenn man ihr einen Herrn vorstellte, unterhielt sie ihn von Sachen, die ihn persönlich angiengen. Sie erinnerte den Marqvis von Sourdis und Herzog von Liancourt an die schönsten Gemälde, die in ihrem Besitze waren. Sie verlangte einen alten Agatstein von großem Werthe, den sie beschrieb, zu sehen. Man wußte bey Hofe nichts davon; man ließ ihn suchen, und fand ihn wirklich zu Saint-Denis, wo er noch nebst den andern Reichthümern im Schatze verwahrt liegt.

Die, welche sie sprechen hörten, erstaunten über ihre Wissenschaft. Nichts in der Welt schien ihr unbekannt zu seyn. Solange sie zu Paris war, besah sie die berühmten Büchersäle, die Sammlungen von Seltenheiten, die Kirchen, die schönen Gebäude. Sie wohnte oft den Versammlungen der Gelehrten bey. Als sie hörte, daß bey dem Herzoge von Guise eine gehalten würde, begab sie sich dahin. Herr Gilbert, Resident dieser Königin in Frankreich,

reich, las ein Lustspiel vor, von dem die Verse ein wenig frey waren. **Chapelain**, der Verfasser des Gedichts **die Jungfer von Orleans**, der damals sehr in Ansehen stand, und den man um seine Meynung befragte, tadelte die Freyheit der Ausdrücke. Die Königin fragte **Menagen**, der zugegen gewesen war, was er davon hielte. Dieser Gelehrte, um der Königin zu gefallen, deren Meynung er bereits erforscht hatte, lobte das Schauspiel ohne Einschränkung. **Christine** gab zur Antwort: „Es ist mir lieb, daß die Komödie nach Ihrem „Geschmacke ist. Man kann Ihnen darinne „trauen. Aber Ihr Herr **Chapelain** ist doch „ein armer Mann! Er wollte sogern alle Leute „zu **Jungfern** machen.“

Ehe die Königin von Schweden die Hauptstadt verließ, wollte sie dieselbe noch erbauen. Sie forderte einen Bischoff, der sie Beichte hören sollte. Als der Herr von **Amiens** sich in ihr Kabinet begeben hatte, legte sie sich vor dem Prälaten auf die Knie, und sah ihm sehr steif in das Gesicht. Herr von **Amiens** sagte, ihre Beichte wäre sehr schön gewesen, ihre gute Denkungsart hätte ihn gerührt, ihre Miene aber geärgert. Sie empfieng die Communion in der Kirche zur lieben Frauen, aus den Händen des Erzbischoffs von **Bourges**. Sie plauderte

die ganze Messe hindurch, und stand stets aufgericht. Die Frömmigkeit dieser neuen katholischen Christin schien nicht eben sehr brünstig.

Nachgehends machte sich die Königin auf den Weg nach **Compiegne**, wo sich der Hof aufhielt. Der erste Minister, Kardinal **Mazarin**, hatte von dieser Prinzessin sehr hohe Begriffe, und war geneigt, ihr, während ihres Aufenthalts in Frankreich, alle ersinnliche Ehre und Lustbarkeit zu verschaffen. Er kam ihr entgegen, und fand sich zur Mittagsmahlzeit zu **Chantilli** ein. Der König und des Königs Bruder kamen nach der Tafel, ohne daß man sie erwartete, und wollten nicht erkannt seyn. Sie waren ungeduldig, diese Fremde zu sehen, von der man so viel Gutes und Böses sagte. Sie traten durch eine verborgne Thüre in den Saal, wo die Königin war, und mengten sich unter den Haufen, der um sie und den Kardinal stand. Der erste Minister ward sie gewahr, und stellte sie der Königin als zween vornehme junge Herren aus Frankreich vor. **Christine** hatte ihre Porträts im **Louvre** gesehen, und errieth, wer sie waren. „Ja, sagte sie lachend, ich glaube, „daß sie von guter Familie, und geboren sind, „um Kronen zu tragen.“ Sie trug kein Bedenken, beyde **mein Bruder** zu nennen, wenn sie sie anredete. Der Kardinal **Mazarin** sagte,

es

es wäre schwer, sie zu hintergehen, und gestand ihr, daß sie itzt mit dem Könige und seinem Bruder spräche. **Christine** unterhielt sich lange mit **Ludwig dem vierzehnten**, und wußte ihm ihr Gespräch angenehm zu machen. Dieser Prinz schwatzte viel, und sehr frey, ob er gleich noch in dem Alter der Schüchternheit war. Des Abends kehrten beyde Prinzen nach **Compiegne** zurück.

Des andern Tages kam die verwittwete Königin, der König, sammt dem ganzen Hofe, **Christinen** entgegen, und erwartete sie zu **Fay**, einem schönen Landhause des Marschalls **la Motte-Houdancourt**, drey Meilen von **Compiegne**. Ihre Majestäten, die Prinzen und vornehmsten Hofdamen, standen auf einer erhabnen Terrasse. Alle Zugänge des Schlosses waren mit königlichen Soldaten und kostbaren Kutschen besetzt. Ein erstaunliches Gedränge von Zuschauern belebte diese Lustbarkeit. Alles kündigte die Pracht und das Vergnügen eines blühenden Zustands an. **Christinens** Ankunft geschah, als im Siegsgepränge, unter dem Schalle der Pauken und Trompeten. Sie war in Begleitung des Kardinals **Mazarin** und Herzogs von **Guise**. Man sah selten Frauenzimmer in ihrer Gesellschaft. „Ich bin den „Mannspersonen nicht gut, sagte sie, weil sie

„Manns-

„Mannspersonen sind, sondern darum, weil sie „nicht Frauenzimmer sind.“

Als **Christine** aus der Kutsche stieg, gieng ihr die verwittwete Königin entgegen, sie zu empfangen. Der König reichte ihr die Hand, und führte sie in das Zimmer, das für sie zubereitet war. Der König, die beyden Königinnen, und des Königs Bruder, setzten sich zur Tafel. **Christine** sprach viel, und man bewunderte die Feinheit ihres Verstandes. Anfangs ward man durch ihre sonderbare Kleidung, ihren nachlässigen Putz, ihre Gebärden, ihre freye und entschloßne Miene, in Erstaunen gesetzt, und faßte für sie eben kein günstiges Vorurtheil. Allein man gewöhnte sich daran, sie zu sehen, man fand sie angenehm, das Leichte und Anmuthige ihres Gesprächs söhnte bald iedermann mit ihr aus, und erwarb ihr den völligen Beyfall. Einen solchen Eindruck hatte erst **Christine** auf die verwittwete Königin und Mademoisell von **Montpensier** gemacht, wie beyde nachher gestunden.

Christine erwies der Fräulein von **Mancini**, einer Nichte des Kardinals, viele Höflichkeit und Freundschaft, weil sie wußte, wie sehr sie **Ludwig der vierzehnte** liebte. Sie schmeichelte der Neigung des Königs, und munterte ihn sogar auf, derselben nicht zu widerstehen.

hen. Sie sagte ihnen beyden: „ich will die „Vertraute Ihrer Liebe seyn; Sie müssen ein„ander heirathen, wenn Sie Sich lieben.“ Diese Reden misfielen der Königin Regentin und dem Kardinal; sie trugen vieles bey, die Abreise der Königin zu beschleunigen, weil sie ihre Gedanken gar zu frey sagte.

Inzwischen suchte man ihr, während ihres Aufenthalts, alle Arten von Belustigung zu verschaffen. Sie ward in die italiänische Komödie geführt, und sagte sehr offenherzig, daß ihr dieses Schauspiel gar nicht gefiele. Man antwortete ihr, die Komödianten spielten sonst insgemein besser. „Das muß wohl so seyn, sag„te sie, weil man sie noch behält.“ Bey der Vorstellung eines Trauerspiels, das von französischen Komödianten aufgeführt ward, zeigte sie ein sehr empfindliches Herz; ihr Gefühl der Freude und des Kummers verrieth sich aufs merklichste, sie holte tiefe Seufzer, und fiel darauf in ein so starkes Nachsinnen, daß die verwittwete Königin, als sie zu ihr redete, sie nicht daraus erwecken konnte. Man stellte auch große Jagden an, bey denen sich die Königin hervorthat.

Ihre Aufwartung erhielt sie von königlichen Bedienten. Man mußte bey ihr für alles sorgen; denn sie war ohne Kammerweiber, ohne Bediente, ohn Eqvipage und ohne Geld. Sie

machte allein ihren ganzen Hof aus. Man hat sie mit den Heldinnen der Amadis verglichen, welche große Abenteuer zu erzählen hatten, deren Gefolge und Aufzug aber ihre adeliche Herkunft und rühmlichen Thaten sehr schlecht ankündigte.

Christine wußte der Königin Mutter, dem Könige und Kardinale, sehr geschickt Lobsprüche beyzulegen. Ihren Ruhm und ihren Tadel vertheilte sie sehr schlau. Diejenigen, die sie ingeheim aufgezogen hatten, schonte sie in ihren Reden nicht. Den dreyundzwanzigsten September reiste sie von Compiegne ab, und ward von der Königin Mutter zwo Meilen weit begleitet. Beyde Prinzessinnen schienen sich ungern zu trennen.

Als Christine bey Senlis vorbey kam, besuchte sie die Ninon, jene durch ihre Schönheit, ihre Liebeshändel, noch mehr aber durch die Artigkeit ihres Verstandes, ihre Kenntnisse und ihren Geschmack an den Künsten und Wissenschaften, so berühmte Bulschwester. Die Königin unterhielt sich mit ihr, machte ihr große Lobsprüche, und äußerte für sie mehr Hochachtung, als sie iemals gegen eine Frauensperson gezeigt hatte. Sie machte ihr Geschenke, und suchte sie sogar zu überreden, mit ihr nach Rom zu kommen. Ninon aber, die nicht eigennützig, nicht ehrgeizig, allzuverliebt, und für ihre

Freyheit zu sehr eingenommen war, ward inne, wie viel sie in der Gesellschaft der Königin zu verlieren hätte, und widerstand beharrlich ihrem Anhalten und ihren Versprechungen.

Christine reiste wieder aus Frankreich ab, 1657. wo sie viele Bewundrer ihrer Wissenschaft, ihres Verstandes, ihrer erhabnen Gesinnungen, ihres offenherzigen Characters, zurückließ. Sie schien eine Heldin, die würdige Tochter **Gustavs**, und weit über den Ruf hinweggesetzt zu seyn, den der Ruhm ihrer Regierung, den ihre Liebe zu den Wissenschaften, und den ihr uneigennütziges Betragen sich erworben hatte. Allein wenn man der Gräfin von **Aunoy**, in ihren **Memoiren**, glauben will, „so sah **Christine** in keinem Stücke einem Frauenzimmer „ähnlich; sie besaß nicht einmal die ihrem Ge„schlechte gewöhnliche Sittsamkeit. Sie ließ sich „in ihren geheimsten Stunden durch Mannsper„sonen bedienen, sie suchte in allen Handlungen „die Mannsperson vorzustellen, schlug ein lau„tes Gelächter auf, wenn sie etwas rührte, und „schweifte eben so laut in Lobsprüchen und Seuf„zern aus. In Gesellschaften sang sie oft, oder „gerieth in festen Tiefsinn. Sie schien ungleich, „auffahrend, und sogar freygeisterisch in ihren „Reden, sowohl welche die Religion, als wel„che den Wohlstand betrafen. Sie konnte nicht

„lange

„lange auf einem Orte bleiben; in Gegenwart „des Königs, der Königin und des ganzen Hofs, „nahm sie unanständige Stellungen an. Sie „gab sich eine Miene, als ob sie alle Frauens„personen wegen ihrer Unwissenheit verachtete, „und besprach sich am liebsten mit Mannsperso„nen von allerley Materien.“

Alle diese Züge machen von der Königin eine sonderbare und in ihrer Art einzige Abschilderung, dergleichen man nicht in der Geschichte finden wird. Indessen beeiferten sich alle regierende Herren, die diese vornehme Reisende in ihren Staaten sahen, ihr die ansehnlichste Aufnahme zu verschaffen. Als der Herzog von Savoyen ihre Ankunft zu **Turin** vernahm, ließ er Trophäen aufrichten, die mit Sinnbildern und Inschriften zur Ehre dieser Prinzessin geziert waren. Ihre Ankunft in dieser Stadt war für **Christinen** ein neuer Triumph.

Sie hielt sich in einigen Städten des Kirchenstaats, vornehmlich zu **Pesaro**, auf, bis die Furcht vor der Pest, welche zu **Rom** herrschte, gänzlich verschwunden war. Endlich kam sie in diese Hauptstadt zurück. Sie hätte, wie sie sich ausdrückt, sehr gewünscht, die Gräfin von **Sparre** zum Zeugen ihrer Glückseligkeit um sich zu haben. Das war ein Frauenzimmer, mit dem sie durch Hochachtung und

Liebe

Liebe am standhaftesten verbunden war. Alle Briefe, welche die Königin an sie geschrieben hat, sind voll von solchen Ausdrücken, die aus dem Herzen fließen. Sie lobt ausnehmend ihre Schönheit und ihre Verdienste; sie giebt ihr den Vorzug vor allem, was sie nur Liebenswürdiges in der Welt gesehen hätte. Die Gräfin wollte niemals ihr Vaterland verlassen, worinne man sie liebte, und wo sie in Ansehen stand. Sie kannte ihre vornehme Freundin viel zu gut, daß sie sich unvorsichtiger weise ihrer Unbeständigkeit und einer solchen Lebensart hätte aussetzen sollen.

Das Vergnügen und die Ehre, die **Christine** während ihres Aufenthalts in Frankreich genossen hatte, erweckten ihr ein Verlangen, wieder dahin zu kommen. Zum Vorwande nahm sie die Neugier, welche sie hätte, das Ballet zu sehen, bey dem der König in Frankreich tanzen sollte. Man vermuthete aber, sie wolle sich zur Mittelsperson zwischen Frankreich und Spanien aufwerfen, und durch ihre Unterhandlung den Frieden wieder herstellen. Der König, die Königin und der Kardinal **Mazarin**, weit entfernt, sich ihrer Rückkunft zu widersetzen, redeten ihr vielmehr zu, sie zu beschleunigen.

Sie kam den funfzehnten October zu **Fontänebleau** an. Sie führte, wie gewöhnlich, keine kostbare Eqvipage, und kein zahlreiches Gefolge. Ihre Kleidung war die nachlässigste von der Welt. „Ich fand sie, sagt Mademoisell von „**Montpensier**, mit dem Ritter **Sentinel**„**li**, ihrem Hauptmanne von der Leibwache, und „ihrem Oberstallmeister, **Monaldeschi**, in ei„ner schlechten Kutsche. Sie trug einen gelben „häßlichen Rock, ein abgetragnes Oberkleid, und „eine Haube. Ich fand sie eben so häßlich, als „sie mir das erste mal, da ich sie sah, artig „vorgekommen war.“

Zwischen dem Hauptmanne von der Leibwache und dem Oberstallmeister der Königin herrschte die Eifersucht. **Monaldeschi** machte sich der Verrätherey gegen sie schuldig. Er errichtete geheime Verständnisse, deren ganze Schuld er auf einen Officier der Prinzessin schieben wollte, der damals abwesend war. (Das war unstreitig der Ritter **Sentinelli**, der sich in Italien befand.) **Christine** aber fieng Briefe auf, und zog solche Erkundigungen ein, die ihr keinen Grund übrig ließen, an der Treulosigkeit ihres Oberstallmeisters zu zweifeln. Sie bekam alle nöthigen Beweise, den Strafbaren zu beschämen, und von seinem Verbrechen zu überzeugen. Gleichwohl verstellte sie sich noch einige Zeit, und

ließ

ließ gegen **Monaldeschi** kein Mistrauen blik-ken. Sie schien sogar seiner Meynung beyzutreten, und dem abwesenden Officier das Verbrechen schuld zu geben. **Monaldeschi** hatte die Kühnheit, ihr zu sagen: „Ew. Majestät sind „verrathen; und Sie kennen den Verbrecher.“ Die Königin fragte: „Was für Strafe hat er „wohl verdient?“ – „Er muß sogleich das Le-„ben verlieren, gab er zur Antwort, und sollte „es nöthig seyn, so will ich selbst die Strafe „vollstrecken.“ – „Sie haben ihm also selbst das „Urtheil gesprochen, sagte die Königin; merken „Sie Sich das. Ich sage Ihnen, daß ich mir „bald Gerechtigkeit verschaffen will.“

In der That verschob sie nicht lange die Strafe des nichtswürdigen Mannes, der sie beleidigt hatte. Sie besorgte, der Verbrecher möchte ihre Absicht errathen, und ihr entkommen. Den sechsten November 1657. ließ die Königin den Pater **le Bel**, Superior des Klosters **der Dreyeinigkeit**, nach **Fontänebleau** holen. Ebendieser Geistliche hat die Erzählung, welcher wir hier folgen, schriftlich verfaßt.

Die Königin führte diesen Geistlichen allein in die **Gallerie der Hirsche**, verlangte von ihm genaue Verschwiegenheit, und nachdem er sie ihr eydlich betheuert hatte, gab sie ihm ein Paket versiegelter Briefe ohn Aufschrift. „Mer-

„ken Sie Sich wohl, sagte sie, die Zeit, den „Tag, die Stunde und den Ort, wo ich Ihnen „das Paket übergeben habe. Gehen Sie nun.“

Sonnabends, den zehnten dieses Monats, ward der Pater **le Bel** nochmals geholt. Er kam, und brachte das Paket mit, das man ihm anvertraut hatte. Ein Lakay führte ihn in die **Gallerie der Hirsche**, und verschloß sogleich hinter ihm die Thüre. Mitten in der Gallerie stand die Königin, und redete leise mit dem Marqvis von **Monaldeschi**. Weiter hin standen drey andre Personen. Als **Christine** den Geistlichen sah, sagte sie mit lauter Stimme: „geben Sie mir das Paket Briefe wieder.“ Sie nimmt es, besieht es einige Zeit, ohn ein Wort zu sagen, macht es auf, öffnet die Briefe, die darinne zusammengelegt waren, und fragt den Marqvis: „Kennen Sie diese Briefe? Ant„worten Sie.“ Der Oberstallmeister erblaßte, und läugnete mit zitternder Stimme, daß er sie kennte. Diese Briefe waren bloß Abschriften. Als die Königin sah, er wollte von diesen Zeugnissen seiner Verrätherey nichts gestehen, zog sie aus ihrer Tasche die Originale von des **Monaldeschi** eigner Hand. Er wollte sich noch immer entschuldigen; die Beweise aber waren allzudeutlich und vollständig. Er fiel ihr zu Füssen, und bat um Gnade.

Zu gleicher Zeit traten drey Mannspersonen mit bloßen Degen herzu. Es führte sie der Hauptmann von der Leibwache der Königin an, ebenderselbe **Sentinelli**, an dessen Untergange der Oberstallmeister gearbeitet hatte. **Monaldeschi** umarmte die Füsse der Königin, zerfloß in Thränen, und suchte ihr Mitleiden rege zu machen. **Christine** sah ihn starr an, hörte ihm mit gelaßner Miene zu, und trat dem Geistlichen näher. „Sehen Sie nur, Herr Pater, „sagte sie, Sie sind Zeuge, daß ich diesem Ver„räther alle die Zeit gebe, die er verlangt, und „mehr noch, als er von einer beleidigten Person „wünschen kann, um sich, wenn es möglich ist, „zu entschuldigen.“

Der Marqvis gab der Königin einige Pappiere und kleine Schlüssel, die sie von ihm forderte. Sie sprach noch über eine Stunde mit ihm; da aber seine Entschuldigungen ihr nicht Gnüge thaten, gieng sie von ihm, und sagte im Weggehen zu dem Pater **le Bel**: „ich über„lasse den Mann Ihnen. Bereiten Sie ihn „zum Tode, und sorgen Sie für seine Seele.“ Umsonst bat man und beschwor man sie, dem elenden Manne zu vergeben; sie war unerbittlich. „Der Verräther, sagte sie, hat mehr ge„than, als die, welche man zum Rade verur„theilt; ich habe ihm meine wichtigsten Geschäff„te,

„te, meine geheimsten Gedanken, vertraut; des „Guten, das ich ihm erwiesen habe, ist mehr „gewesen, als ich iemals einem Bruder hätte „thun können, und als einem solchen habe ich „ihm wirklich begegnet. Nunmehr kann ich „ihm nicht vergeben; er muß sterben.“

Der Pater le Bel, als er nochmals vergebens versucht hatte, die Königin durch Bewegungsgründe der Religion zu erweichen, stellte ihr vor, sie könne sich in den Staaten und dem Schlosse des Königs in Frankreich nicht selbst Gerechtigkeit verschaffen; sie möchte sich in Acht nehmen, daß sie nicht diesen Monarchen beleidigte, und öffentlich für ungerecht und grausam gehalten würde; wollte sie ja gerächt seyn, so schiene es rathsamer, den Strafbaren den Händen der Gerechtigkeit auszuliefern, und ihm seinen Proceß zu machen. Christine antwortete auf diese dringenden Gründe, sie hätte ihr Ansehen von Gott, und ihm allein wäre sie Rechenschaft davon schuldig; sie wäre frey und eine Königin. „Ich bin keine Prinzessin, sagte sie, die „zu dem Könige in Frankreich geflüchtet hat; ich „werde nicht erst kommen, und mir Gerechtigkeit an einem strafbaren Bedienten ausbitten, „da ich alle Beweise seines Verbrechens, von seiner eignen Hand geschrieben und unterzeichnet, „vor Augen habe. Gehen Sie nur, verrich-

„ten

„ten Sie Ihr Amt, und bereiten ihn zum „Tode.“

Die Schwierigkeit ihrer Rache, und das Aufsehen, das sie machen würde, wenn sie in dem Schlosse desjenigen Königs geschähe, der am meisten auf seine Größe eifersüchtig war, reizte vielleicht **Christinen** nur noch mehr, das Todesurtheil ihres Oberstallmeisters schleunig zu sprechen. Der Pater **le Bel** konnte nicht davon gehen; er kam aus dem Zimmer der Königin in die **Gallerie der Hirsche**, kündigte dem Marqvis von **Monaldeschi** seinen Tod an, und hörte ihn Beichte. Inzwischen kam der Allmosenier von **Christinen**; der Verbrecher lief auf ihn zu, ergriff seine Hände, benäßte sie mit seinen Thränen, und bat ihn um seinen Vorspruch. Der Allmosenier nahm den obersten der drey Personen, denen die Hinrichtung aufgetragen war, mit sich hinweg. Bald darauf kömmt der letztere allein zurück, und sagt zu dem Marqvis: „Bitte Gott um Verzeihung; du mußt „sterben; hast du gebeichtet?“ Zugleich gab er ihm einen Stoß in den Leib. Der Marqvis wirft die rechte Hand vor, und ihm werden drey Finger abgehauen. **Monaldeschi** trug ein Panzerhemd, das ihn vor vielen Stößen verwahrte; endlich stach man ihm den Degen durch den Hals, und er starb.

Christine sagte, sie hätte sich ungern genöthigt gesehen, ihn umbringen zu lassen; allein es wäre Billigkeit gewesen, den Verräther wegen seines Verbrechens zu bestrafen. Sie schickte hundert Franken in das Kloster der Dreyeinigkeit, befahl, Gebete und eine Seelmesse für den unglücklichen Monaldeschi zu halten, und ließ ihn in der Kirche begraben.

Dieses despotische gerichtliche Verfahren ward in Frankreich, zumal von einem Frauenzimmer, für allzuübereilt und grausam gehalten. Der König beschwerte sich darüber nicht, ob er gleich Ursache dazu hatte. Es ward damals häufig die Frage aufgeworfen, ob Christine rechtsbeständiger weise sich selbst hätte Genugthuung verschaffen können, da sie doch einmal dem Throne entsagt, und sich in dem Lande und Schlosse eines andern Potentaten befunden hätte? Die Bejahung und Verneinung derselben fand ihre Anhänger und Vertheidiger. So viel ist indessen ausgemacht, daß diese That das Ansehen des Königs, das Völkerrecht, die Billigkeit und die Menschenliebe verletzte.

Des Monaldeschi Verbrechen ist unbekannt geblieben. Man hat gesagt, er habe Reden geführt, die für die Ehre der Prinzessin schimpflich gewesen wären, und sie durch Bekanntmachung ihrer Handlungen und Absichten

ver-

verrathen. Man ist noch weiter gegangen, und hat geglaubt, Christine hätte den Monaldeschi geliebt, er aber hätte ihre Eifersucht gereizt, und sich ihren Unwillen zugezogen, indem er sie einem andern Frauenzimmer aufgeopfert, und Briefe geschrieben habe, in denen die Königin nicht geschont war.

Dieser blutige Auftritt an einem Hofe, wo alles Vergnügen und Liebe athmete, war Christinen sehr nachtheilig. Der König bat sie, sich nicht von Fontänebleau zu entfernen, und ließ sie einige Zeit daselbst, als in einer Art von Verbannung. Die Königin von Schweden sah sich beynah auf einmal verlassen; sie merkte wohl, daß die Neugier, sie zu sehen, gestillt wäre, und ihre Gegenwart beschwerlich würde. Sie schickte ihren Secretär, Madalschi, nach England, weil sie Willens war, eine Reise in dieses Königreich zu thun; sie verlangte aber, daß sie Cromwell einladen möchte. Dazu schien iedoch der Protector nicht geneigt; er scheute den Aufwand, den dieser Besuch ihm verursachen konnte. Vornehmlich fürchtete er sich davor, sein Verhalten den scharfsinnigen Augen der Prinzessin auszusetzen, welche ihr Vergnügen daran fand, die Geheimnisse der Staatskunst auszuspähen.

1658. Christine begab sich nach Paris, dem Ballette beyzuwohnen, bey dem der König tanzte. Ihre Wohnung ward ihr im Louvre, in den Zimmern des Kardinals Mazarin, angewiesen. Sie konnte daraus abnehmen, daß ihr Aufenthalt nicht lang dauern sollte, weil der erste Minister ihrenthalben seine Zimmer verließ, und sie dadurch einschränkte. Die Ergetzlichkeiten des Carnevals, zu welchen ihre Gegenwart, und die Jugend des Königs aufmunterte, waren sehr lebhaft und mannichfaltig. Christine überließ sich ihnen ohne Zurückhaltung.

Eines Morgens ließ sie der französischen Akademie sagen, sie würde auf den Abend ihrer Versammlung beywohnen. Sie kam in Begleitung der Gräfin von Bregis, ohne Pracht, und ohne dieser Gesellschaft Zeit gelassen zu haben, sich auf ihre Bewillkommung anzuschicken. Die Zusammenkunft ward damals bey dem Beschützer der Akademie, dem Kanzler Segvier, angestellt. Die Königin fragte den Kanzler ingeheim, ob die Akademisten in ihrer Gegenwart stehen oder sitzen würden. Einer derselben, den man zu Rathe zog, gab zur Antwort, König Carl der neunte wäre oft, zu Ronsards Zeiten, in gelehrte Versammlungen gekommen, und iedermann hätte sich in seiner Anwesenheit gesetzt. Diese Antwort entschied die Frage.

Nach-

Nachdem die Königin ihren Sitz in einem Lehnstule genommen hatte, setzten sich die Mitglieder der Akademie, ohne ihren Befehl zu erwarten, um eine lange Tafel auf ihre Stüle. Herr **de la Chambre** hielt eine Anrede an die Königin im Namen der Akademie, deren Vorsteher er damals war. Verschiedne Mitglieder lobten einige ihrer eignen Ausarbeitungen in Versen und Prose. Zum Unglücke nahm der Abt **Cottin** einen Theil der Zeit hinweg. Er las eine poetische Uebersetzung zwoer Stellen aus dem **Lukrez**, und setzte dazu ungefähr zwanzig matte Verse von seiner eignen Erfindung, um die Vorsehung zu vertheidigen, die in den schönen Versen des lateinischen Dichters angegriffen war.

Die Akademie arbeitete damals an ihrem Wörterbuche. Sie wollte einige Versuche davon der Königin zeigen. In dem Artikel, den von ungefähr die Reihe traf, kam die Untersuchung der Redensart vor: **fürstliche Spiele; sie gefallen nur den Mitspielern.** Die Prinzessin scherzte zuerst selbst über ein Sprichwort, von dem sie gar leicht die Anwendung auf sich machen konnte.

Die Königin Mutter verlangte, daß sich **Christine** endlich zur Abreise entschließen möchte. Sie konnte also nicht länger verweilen, sondern verließ **Paris** in den ersten Tagen der Fasten,

sten, und begab sich nach **Toulon**, wo sie sich nach Italien einschiffte. Der Kardinal **Mazarin** ließ ihr eine große Summe Geld auszahlen, und hatte überdieß die Großmuth, den Pallast, den er zu **Rom** besaß, für sie auf das prächtigste auszieren zu lassen.

Bey ihrer zweyten Reise nach Frankreich hatte die Königin viel von der Hochachtung und Bewunderung verloren, die sie sich bey der ersten erworben hatte. Man verzieh ihr die grausame Hinrichtung des **Monaldeschi** nicht; man tadelte die Freyheit ihrer Sitten und Reden, ihre Unbeständigkeit und ihren Leichtsinn. Sie floh ordentlicher weise vor der Gesellschaft der Frauenzimmer. Indessen nahmen sie gleichwohl die Verdienste der Gräfin von **Bregis**, der Marqvisin von **Ganges**, und der Gräfin **de la Süze**, ein. Mit der letztern Dame vertrug sie sich besonders wohl, weil sie bey ihr ihren eignen Witz, ihren Geschmack, und ihre Neigung fand. Die Gräfin **de la Süze**, eine Tochter des Marschalls von Frankreich, **Caspars** von **Coligni**, war als Protestantin geboren; sie wandte sich aber zur römischen Religion, nicht sowohl der Wahrheit zu Liebe, als um Mittel zu finden, nicht ferner bey ihrem Gemahle zu leben, der ein Protestant, und dem sie gehässig war. Daher sagte die Königin von Schweden: „die

„Gräfin

„Gräfin de la Süze wäre darum katholisch „geworden, damit sie nur ihren Gemahl weder „in dieser noch in jener Welt zu sehen bekäme.“

Christine hielt sich ein wenig zu Livorno auf, wo man ihr als Königin begegnete, und sie prächtig bewirthete. Darauf begab sie sich nach Rom. Ein Theil des Adels kam ihr entgegen, und führte sie also unter einer zahlreichen Begleitung in den mazarinischen Pallast. Man sah es nicht gleichgültig an, daß sie das Haus des ersten Ministers von Frankreich zu ihrer Wohnung gewählt hatte. Die Spanier und Italiäner, deren Staatsklugheit sehr mistrauisch ist, zogen sie, bloß dieses geringen Umstands halben, in den Verdacht eines geheimen Verständnisses wider ihren Nutzen. Die Feinde der Königin verbreiteten das Gerücht einer Verschwörung, die zwischen ihr, den Franzosen und Engländern, wider das Königreich Neapolis und den Kirchenstaat errichtet wäre. Diese eben so lächerlichen als ungegründeten Beschuldigungen fanden einige Zeit lang Glauben. Man beobachtete alle ihre Schritte; der Pabst versagte ihr sogar verschiedne male die Erlaubniß, um welche sie ihn bat, einigen Franzosen die Befestigungen des Schlosses Sanct-Angelo zu zeigen. Boshafte müßige Leute fanden ein Vergnügen daran, im Verborgnen gehässige Satyren

ren und Spöttereyen wider sie aufzuzeichnen. **Christine** setzte allen diesen Pfeilen der Verläumdung die Verachtung entgegen, und machte sie dadurch kraftlos und unwirksam.

Die Königin sah ein, daß sie, um sich von dem Volke und pöbelhaft denkenden Leuten mehr Ehrerbietung zu verschaffen, ihren Rang durch grössers Ansehen zeigen müßte. Der hohe Stand muß sich durch äußerlichen Schein zu unterscheiden wissen. Sie war also bedacht, einen königlichen Aufzug zu machen; zu ihren Edelleuten und Pagen wählte sie Personen vom höchsten Range. Ihre Einkünfte aber wurden durch die Unterhaltung einer prächtigen Hofstatt sehr bald erschöpft.

Schweden führte damals mit Polen, Dänemark und Brandenburg Krieg. Die kaiserlichen und brandenburgischen Völker hatten einen großen Theil von Pommern inne, worauf der Königin ihre vornehmsten Einkünfte angewiesen waren. Sie bekam nichts ein; sie war also genöthigt, Wechsel auszustellen, und ihre Geräthschaften zu verpfänden, um Geld zu erhalten. In dieser Verlegenheit schickte **Christine** den Grafen **Sentinelli** nach **Wien**, um sich über den König von Schweden, **Carl Gustaven**, zu beschweren, der ihren Gehalt von zweyhunderttausend Thalern zum Kriege verwandte,

wandte, und sie an dem Nothwendigen Gebruch leiden ließ. Zugleich ließ sie dem Kaiser den Vorschlag thun, ihr eine Armee von zwanzigtausend Mann, unter der Anführung des Generals **Montecuculi**, zu verschaffen, mit der sie Pommern zu erobern hoffte, wo sie viele Anhänger hatte. Die Einkünfte dieser Provinz wollte sie auf Lebenszeit genießen, nach ihrem Tode aber sollte sie dem deutschen Reiche zufallen. Der wienerische Hof nahm diesen Antrag willig an, der ihm eines Tages scheinbare Ansprüche auf Pommern verschaffen konnte. Er ließ diese Angelegenheit durch seinen Residenten zu **Rom** treiben. Die Königin aber nahm bald darauf patriotischere Gesinnungen an, und gab ihrem Abgeordneten Befehl, von der Unterhandlung abzustehen.

Der Pabst reichte ihr indessen einen beträchtlichen Gehalt, und übertrug dem Kardinale **Azzolini** die Aufsicht über ihr Hauswesen. **Azzolini** verband mit den Annehmlichkeiten der Person und einer glücklichen Gesichtsbildung, einen scharfsinnigen Verstand, einen geschmeidigen einschmeichelnden Character, viele Fähigkeit zum Verschlagnen und zu Geschäfften, zu ausgebreiteter Wissenschaft, und zur Gelehrsamkeit. Er liebte die Künste und die Vergnügungen. Er erwarb sich **Christinens** Vertrauen

und

und Hochachtung. Indem er ihrem Geschmakke nachzugeben, und ihren Eigensinnigkeiten beyzufallen schien, herrschte er in der That über sie. Der Kardinal stellte in dem Aufwande der Königin die Ordnung her, und wußte mit der Pracht die Sparsamkeit zu vereinigen. **Christine,** die der Sorge der Haushaltung überhoben war, nahm ihre Studien wieder vor. Sie hielt vom neuen in ihrem Pallaste eine Akademie, und ließ sich tief in die Untersuchung der Wissenschaften ein. Die Chymie war eine ihrer vornehmsten Beschäfftigungen. Sie war im höchsten Grade von der Neigung eines Liebhabers der Künste eingenommen, kaufte ohn Unterlaß Schaumünzen, geschnittne Steine, alte und neue Bildsäulen, und die Gemälde der größten Meister.

Ebenderselbe Graf **Sentinelli,** Hauptmann über die Leibwache der Königin, der den **Monaldeschi** umgebracht hatte, wollte die Herzogin von **Ceri,** eine der vornehmsten und reichsten Erbinnen in Italien, heirathen. **Christine,** welche dem **Sentinelli** wohl wollte, bewarb sich darum, durch ihre Vermittelung diese Heirath durchzusetzen. Sie verwandte oft auf kleine häusliche Staatsstreiche jene Fähigkeit zu großen Angelegenheiten, die sie von der Natur und Erziehung empfangen hatte.

Der Pabst aber misbilligte eine so ungleiche Vermählung. Er nöthigte die Herzogin von Ceri, sich in ein Kloster zu begeben, und den Sentinelli, Rom zu verlassen. Die Königin, um ihren Günstling zu trösten, machte ihn zum Obristen über ein Regiment, das sie zum Dienste der Venetianer errichtete.

Man konnte nicht glauben, daß diese vornehme Schwedin ohne geheime Absichten leben könnte; stets traute man ihr zu, daß sie auf große Entwürfe umgienge. Die Italiäner und Spanier beobachteten alle ihre Schritte, und glaubten oft, ihren Argwohn bestätigt zu sehen. Man sagte, sie wäre ganz französisch gesinnt, und gebrauchte das Geld des römischen Hofes dazu, Soldaten wider das Königreich Neapolis anzuwerben. Der Pabst selbst gab dergleichen Gerüchten Gehör; er ließ die Prinzessin scharf bewachen, und belagerte gewisser maßen ihren Pallast. Dieses Mistrauen rührte vornehmlich daher, weil die Königin beständig in des Kardinals Mazarin Pallaste blieb. Sie vermehrte noch die Erbitterung, indem sie ihre Bediente, welche alle Italiäner waren, abschaffte, und an deren statt Ausländer annahm.

Nun mußte Christinen viel daran liegen, den Pabst, ihren Wohlthäter, nicht allzusehr zu erzürnen. Sie änderte daher ihr Bezeigen, und

betrug sich mit mehrerer Mäßigung. Ihren Briefwechsel mit Franzosen brach sie ab. Sie begab sich in ein Kloster; sie machte einige Zeit über die Meynung glaublich, sie wolle in einen Orden treten; sie befand sich bey den öffentlichen Processionen, und gieng zu dem Pabste, um seinen Segen zu empfangen. Diese äußerlichen Merkmaale der Unterwerfung und Andacht brachten den Neid zum Stillschweigen, und erwarben ihr wieder das Vertrauen und die Hochachtung der Spanier und Italiäner. Man gab ihr seinen Beyfall; man lobte sie eben so sehr, als man sie vorher getadelt hatte. Es erschienen Sonnette zu ihrem Lobe, in denen man ihr die französische Lebhaftigkeit, den italiänischen Scharfsinn, die schwedische Unerschrockenheit, und die römische Artigkeit beylegte.

1659. Indem sich **Christine** als eine Unterthanin des Pabstes zu **Rom** befand, seinen Geschmack zu Rathe zog, und sich nach seinem Willen richtete, nahm eine Landstreicherin zu **Norköping** den Namen und Rang der Königin von Schweden an. Der Betrug aber dauerte nicht lange; man zog die falsche Christine ein, und fand, daß sie **Anne Gyldener**, die Tochter eines Hauptmanns von der Reuterey, sechsundzwanzig Jahre alt, wäre. Sie behauptete ihre Rolle mit vielem Ansehen und Verstande, daß sie einige

nige Zeit das Volk und verschiedne vornehme Personen hintergieng. Sie sagte zu ihrer Vertheidigung, sie hätte es bloß zur Kurzweile gethan, und hätte das nicht für unerlaubt gehalten. Da sich in der That in ihren Handlungen kein geheimes Verständniß, keine für den Staat gefährliche Absicht fand, ließ man es bloß dabey bewenden, sie aus dem Königreiche zu verbannen.

Die Vorhersagung des Kanzlers **Oxenstiern** traf nun ein. Reue und Verdruß folgten **Christinen** in ihrem Privatleben. Sie sah ein, aber zu spät, daß die Künste und Wissenschaften ihr fälschlich versprochen hatten, sie für ihre Krone schadlos zu halten. Der Stolz, der auf kurze Zeit durch eine Anstrengung der Großmuth oder Uneigennützigkeit überwunden war, erwachte mit größrer Stärke, um das Herz, das er ganz erfüllte, zu qvälen. Solchergestalt ist die Aufopferung des Throns selten aufrichtig und vollkommen. Ein regierendes Haupt erhält noch in seiner Erniedrigung Stolz und Empfindlichkeit, jene Begleiterinnen der Größe; die geringsten Unfälle rühren es weit lebhafter, es zeigt sich weit begieriger nach dem Ruhm und der königlichen Verehrung, die es verlassen hat. So waren **Christinens** Gesinnungen beschaffen, die sie, ungeachtet ihres

philosophischen Ekels, nicht verbergen konnte. Wahr ists, alles mußte sie an die Wichtigkeit des Opfers erinnern, das sie gebracht hatte. **Gustavs** Tochter war itzt eine bloße Bürgerin zu **Rom**, lebte von den Wohlthaten des Pabstes, war in Schweden, wo sie mit so vielem Ruhme geherrscht hatte, vergessen, war von dem Prinzen, den sie selbst auf den Thron erhoben hatte, verlassen, und sah sich zu Bitten, zur Unterwürfigkeit, und oft zu Verweigerungen, erniedrigt. Man machte ihr ihre Rechte, die **Qvartierfreyheit**, streitig, man that ihr in ihren Handlungen Zwang an, man tadelte, man kränkte sie. Sie suchte den Schutz des Pabstes, und konnte von ihm keine Genugthuung erhalten.

Die Königin war vornehmlich beschäfftigt, auf die Wiedererstattung ihrer Einkünfte zu dringen. Sie schickte ihren Secretär, **Wilhelm Davison**, einen Schweden, zu dem Könige, und versah ihn mit einem Beglaubigungsschreiben, seiner Absendung mehrern Nachdruck zu geben. Dieser Abgeordnete aber war nach dem Beyspiele seiner Herrschaft katholisch geworden, und **Carl Gustav** wollte ihn nicht sehen, noch etwas von seinen Forderungen bewilligen, bis er seine Religionsänderung abgeschworen hätte. Bey diesen Umständen schrieb **Christine** an ihren

Minister: „Ich halte Sie für so wenig fähig zu „einem Märtyrer, daß ich Ihnen nicht rathen „will, Sich der Gefahr auszusetzen, eine Nie„derträchtigkeit zu begehen, um dadurch das Le„ben zu retten. Leben und Ehre sind, deucht „mich, zwey Dinge, die schon verdienen, daß „man für ihre Erhaltung sorge. Lassen Sie „Sich die Drohungen des Königs in Schweden „nicht befremden. Kommen Sie zurück, aber „kommen Sie, ohne etwas Niedriges oder Zag„haftes gethan zu haben, und bringen Sie mir „wahrhafte Zeugnisse mit, daß Sie als ein „rechtschaffner Katholik gelebt haben. Bliebe „mir nur noch ein Bissen Brods übrig, den „würde ich mit Ihnen theilen, und lieber ster„ben, als daß ich Ihnen nicht beystehen sollte. „Wenn aber Furcht oder Hoffnung Sie so sehr „erschütterten, daß Sie Ihrer Pflicht vergäßen, „so seyn Sie versichert, ich würde Sie für die „Niederträchtigkeit bestrafen, und des Königs in „Schweden ganze Macht sollte mich nicht hin„dern, Sie selbst in seinen Armen umzubrin„gen, wenn Sie dahin geflohen wären.“

Davison kehrte in der That nach **Rom** zurück, setzte die Vortheile der Königin beyseite, gehorchte aber völlig ihren Befehlen. Diese Prinzessin wollte iedermann, und die Schweden vor-

nehmlich, überreden, daß sie nichts aus Unbestand oder Leichtsinne gethan hätte.

Der König in Schweden, **Carl Gustav**, starb, und verließ einen Sohn in den Jahren der Kindheit, nebst einem Lande, das durch langwierigen Krieg und Siege erschöpft war. **Christine** schrieb an den Herzog **Adolf Johann**, einen Oheim und Vormund des jungen Prinzen, ihm die Erziehung desselben zu empfehlen. Sie beklagt sich über die ungerechte Vergessenheit des letztern Königs, und empfiehlt dem neuen die Sorge für ihre Vortheile. Sie giebt Nachricht, sie werde Schweden näher kommen, um ihre Angelegenheiten mit dem Regierungsrathe auszumachen.

Sie verzog nicht, ihr Vorhaben auszuführen. Sie nahm von dem Pabste Abschied, und machte sich den zwanzigsten Julius mit wenigem Gefolge auf den Weg. Der Kardinal **Azzolini** dankte einen Theil der Beamten und Bedienten bey der Haushaltung der Königin ab. Er verkaufte ihre Eqvipage, und viele kostbare Geräthschaften, um ihre Schulden zu bezahlen. **Christine** reiste mit vieler Geschwindigkeit, gieng durch **Nürnberg**, und hielt zu **Hamburg** stille, wo der Magistrat und die vornehmsten Bürger ihr königliche Ehre erwiesen.

Nun

Nun fürchtete man sich in Schweden vor der Ankunft der Königin, zumal zu den Zeiten einer Minderjährigkeit. Es war zu besorgen, **Christine** möchte den Vorsatz fassen, wieder auf den Thron zu steigen, wenn der junge König sterben sollte, oder gar von ihren Anhängern aufgemuntert werden, selbst bey Lebzeiten des jungen Königs nach der Krone zu greifen. Inzwischen ersuchte sie verschiedne der vornehmsten Schweden, sie möchten den Reichsrath und die Stände dahin bewegen, sie wohl zu empfangen; und ungeachtet des Widerstandes, den sie bey den Oberhäuptern der Regierung fand, verließ sie **Hamburg**, gieng durch Holstein, und begab sich auf die Insel Fühnen. Es begleitete sie Herr **Terlon**, französischer Abgesandter.

Als der König in Dänemark die Ankunft der Königin in seinen Staaten vernahm, schickte er ihr seinen Großschatzmeister entgegen, sie nach **Kopenhagen** einzuladen. Das ganze königliche Haus und der Hof giengen ihr vor die Stadt entgegen, und bewillkommten sie mit vieler Pracht. **Christine** schiffte sich auf eine Galere ein, und kam nach **Schonen**. Zu **Halmstadt** ruhte sie aus, wo der Marschall **Linde** kam, sie im Namen des Königs von Schweden, der Königin Regentin, seiner Mutter, und des Reichsraths, zu bewillkommen.

Der Marschall nöthigte sie, vermöge der besondern Anweisung, die er empfangen hatte, nicht weiter zu gehen. Die Königin aber, ohne sich an seine Vorstellungen zu kehren, setzte ihre Reise fort, und kam bald nach **Stockholm.** Die Reichsräthe und Regierungsräthe des Königreichs giengen ihr entgegen, die Bürger traten ins Gewehr, die Soldaten stellten sich in Schlachtordnung, der Schall der Geschütze und kriegerischen Instrumente vermengte sich bey ihrem Einzuge mit dem Zurufe des Volks. Der König und die Königin Mutter führten **Christinen** in ebendasselbe Zimmer, das sie sonst während ihrer Regierung bewohnt hatte.

Christine ließ täglich in einem Saale des Schlosses, wo man einen Altar aufgerichtet hatte, Messe lesen. Die protestantische Geistlichkeit tadelte ihr Verhalten, und die Prediger schrien auf den Kanzeln über das Aergerniß. Unvermerkt wurden die Schweden gegen diese neue Katholikin kaltsinnig, und gewannen sogar einen Abscheu vor ihr. Die Religionsänderung war ein Umstand, der ihren Vortheilen und Ansprüchen am meisten schadete. Der Reichsrath selbst stellte ihr das Gesetz vor, welches iedermann seiner Rechte und Güter verlustig erklärte, der die in Schweden hergebrachte Lehre verließe. Man riß die Kapelle ein, worinne sie Messe lesen

sen ließ, und die Stände nöthigten sie, die Priester und Italiäner, welche sie begleitet hatten, fortzuschicken. Die Einkünfte und Rechte, die sich **Christine** bey ihrer Abdankung ausbedungen hatte, wurden ihr von dem Reichsrathe und den Ständen, bloß unter dem Namen einer Gütigkeit und freywilligen Schenkung, aus Dankbarkeit für die Dienste, welche sie selbst und ihre Vorfahren Schweden geleistet hätten, zugestanden. Man verlangte von der Prinzessin, sie sollte vom neuen auf die Krone Verzicht thun; und sie that es, weil sie keine Möglichkeit sah, ihre Ansprüche geltend zu machen.

In Erwartung der völligen Entscheidung ihrer Angelegenheiten, begab sich die Königin nach **Norköping**. Hier wollte sie neue Beweise ihres katholischen Eifers geben; sie ließ alle Tage Messe lesen, sie beichtete und nahm das Abendmahl am Ostertage. Der schwedische Reichsrath nöthigte sie nochmals, ihre Andacht einzustellen. **Christine** sah sich also gezwungen, den Befehlen einer Rathsversammlung zu gehorchen, die ehedem unter ihren eignen Gesetzen gestanden hatte.

War die Bekehrung der Königin aufrichtig, so brachte sie dadurch der Religion würdige Opfer; waren aber bloß Leichtsinn oder Staatsklugheit die Bewegungsgründe ihres Verhaltens, so

so war diese Prinzessin eben so sehr unglücklich, als strafbar. Unter diesem letztern Gesichtspuncte stellte der Bischoff von Abo Christinen vor. Er schrieb und machte öffentlich bekannt, er habe die Tochter Gustavs wegen ihrer Religionsänderung alle Zeichen der Reue von sich geben, habe sie Seufzer ausstoßen und Thränen vergießen sehen. Die Königin ward durch dieses Vorgeben, das sie bey dem römischen Hofe verdächtig machen, und der Ruhe und Glückseligkeit ihres Lebens nicht wenig schaden konnte, aufs stärkste beleidigt. Sie schrieb an den König in Schweden einen donnernden Brief wider diesen unvorsichtigen Geistlichen; sie verlangte von ihm schleunige, und der Beleidigung gemäße Genugthuung; und betheuerte, sie würde sich selbst rächen, wenn der Verbrecher ungestraft bliebe. Man versprach Christinen alle Gerechtigkeit, welche nur die Gesetze des Landes erlaubten. Diese Gesetze aber entschieden nichts; und der Beleidiger ward in der Folge Bischoff von Linköping.

1661. Als der Reichstag zu Ende war, feyerte man das Leichbegängniß des verstorbnen Königs mit großer Pracht. Christine wohnte ihm bey; sie ward von dem Prinzen Adolf Johann geführt; aber sie gieng nebst ihren Leuten aus der Kirche, als der protestantische Geistliche die

Kanzel

Kanzel bestieg, um die Leichenpredigt zu thun. Wenige Zeit darauf nahm sie von dem Könige und der Königin Mutter Abschied, und begab sich, mit denselben Ehrenbezeugungen, als sie bey ihrer Ankunft empfangen hatte, von **Stockholm** hinweg. Den Winter brachte sie zu **Norköping**, einer Stadt, die ihr eigenthümlich angehörte, zu. Sie behielt bey sich den Allmosenier des französischen Abgesandten, und ließ öffentlich in ihrem Schlosse Messe lesen. Das brachte vom neuen den Hof, den Reichsrath und die Geistlichkeit wider sie auf; und man untersagte ihr abermals die Uebung ihrer Religion. Die Königin schrieb deßhalben an den Reichsrath **Baat**, obersten Aufseher über ihre herrschaftlichen Güter: „Ich wundre mich gar sehr „über das Verfahren des Hofs; und da ich „weis, daß ich ein wenig größre Höflichkeit ver„dient habe, thue ich hiermit den letzten Schritt, „den Unwillen meiner grausamen Feinde zu be„sänftigen. Genössen die ausländischen Mini„ster darinne keiner Freyheit, so wollte ich mich „nicht beschweren; daß man mir aber schlimmer „begegnet, als dem kleinsten Abgesandten, das „widerstreitet den Grundsätzen der Vernunft, dem „Völkerrechte, und allen Arten von Gesetz — „Was thue ich damit anders, als daß ich es „den Ständen immer mehr bekräftige, daß ich „weder

„weder Hoffnung noch Ansprüche auf die Zukunft „habe, weil doch das Bekenntniß des katholi„schen Glaubens hinreichend ist, alle in Schwe„den zu hoffenden Vortheile zu entziehen? — Um „Gottes willen, suchen Sie es zu verhüten, daß „nicht mein Vaterland durch eine so unwürdige „Handlung sich den Abscheu aller Welt zuziehen „möchte, wenn es einer Prinzessin, die derglei„chen nicht verdient hat, übel begegnen wollte. „Suchen Sie meine Angelegenheiten so einzu„richten, daß ich ehestens von hier abreisen kön„ne; denn sobald sie zu Stande sind, werde ich „keinen Augenblick verziehen.“

Diese Klagen und Vorstellungen thaten ihre Wirkung. Die Regierungsräthe betrugen sich mit mehrerer Mäßigung und Gelindigkeit; und **Christine** bezeugte ihr Vergnügen darüber. Sie verließ endlich Schweden im May 1661., und gieng wieder über **Hamburg**, wo sie sich beynah ein Jahr aufhielt. Sie pflog während dieser Zeit eine Unterhandlung mit verschiednen europäischen Höfen, um den Römischkatholischen in den deutschen protestantischen Ländern, vornehmlich zu **Hamburg** und in Dänemark, die freye Religionsübung zu verschaffen. Sie schrieb in dieser Angelegenheit verschiedne Briefe an den Kaiser, an die Könige von Frankreich, Spanien, Polen, und an den Pabst. Diese Mächte aber

aber wollten sich nicht **Christinens** Verlangen gemäß bezeigen. Sie wollten nicht das Ansehen haben, als ob sie sich in die Regierung fremder Staaten mischten; und besorgten mit Grunde, die Protestanten möchten dagegen in den katholischen Ländern auf die Gewissensfreyheit, und das Recht, ihren Glauben öffentlich zu bekennen, Anspruch machen. Der Königin ward bey ihrem Entwurfe nicht beygestanden; sie fand überall Schwierigkeiten und Hindernisse, darüber ihr Eifer ermattete, und die sie bewogen, sich bloß mit ihrem eignen Besten zu beschäfftigen.

In der That wandte sie ihre ganze Sorgfalt darauf, ihre häuslichen Geschäffte in Ordnung zu bringen, und ihre Einkünfte zu sichern. Sie schloß einen Vergleich mit ihrem Banqvier, **Texeira**, damit sie die nöthigen Gelder richtig erhalten möchte. Die Unfälle des Kriegs aber, dessen Sitz in ihren Ländereyen gewesen war, verminderten ihre Einkünfte um ein großes. Die Königin that einige Reisen nach **Bremen** und **Verden**; zwo Städte, die Schweden zugehörten; und erhielt daselbst königliche Ehre. Es befand sich zu **Hamburg** der Alchymist **Borri**; ein Mann, der auf Erfindung des Steins der Weisen erpicht war, und der diese Prinzessin, die stets nach Neuheit und Wissenschaft begierig

gierig war, zu überreden wußte, vieles Geld an diese Arbeit zu wagen. Der Charlatan bereicherte sich durch die Thorheit seiner Adepten, unter denen **Christine** und der König in Dänemark die eifrigsten waren. Es hat iemand die Alchymie ein **Vergnügen für Fürsten** genannt. Man kann ihrer in der That eine große Anzahl anführen, die bey eitler Aufsuchung des Steins der Weisen Reichthümer und Zeit verschwendet haben. Obgleich übrigens die Alchymisten in dem Gegenstande ihrer Neugier stets betrogen worden sind, so hat man ihnen doch viele wichtige Entdeckungen, die sie nicht suchten, und selbst das Wachsthum der Chymie, die sie nicht verstanden, zu danken. Also hat oft die Unwissenheit die ersten Schritte in den Wissenschaften gethan.

1661. Die Königin nahm vielen Antheil an den Unfällen des Grafen von **Ulfeld**, eines unruhigen und ehrsüchtigen Herrn, der bey dem Könige in Dänemark, dessen Unterthan er war, und nachgehends bey dem Könige von Schweden, der ihm in seinen Staaten eine Freystatt eingeräumt hatte, in Ungnade gerieth. „Ich will, schrieb „ihm diese Prinzessin, Ihren Verdruß nicht „noch durch Klagen vermehren, die Sie nicht „zu verdienen scheinen. Ich bin überzeugt, daß „weder Gefängniß noch Tod so viel Schreckhaf-

„tes

„tes haben, daß man nicht in sich selbst Grün„de zur Beruhigung finden könnte; und ich „glaube, bey einem solchen Herzen, als dem „Ihrigen, ist man selten unglücklich, wenn „man nicht strafbar ist. Ich schreibe also bloß, „Sie zu versichern, daß das Schicksal, welches „Ihnen die Freyheit raubte, Ihnen nicht zu„gleich meine Hochachtung und Freundschaft ent„zogen hat.“

Die Königin hatte ihn, als sie auf dem Throne saß, öffentlich in ihren Schutz genommen; und unterstützte ihn noch durch ihre Empfehlung. Inzwischen zeugt doch die Geschichte wider ihn. Sie beschuldigt ihn, er habe sich zu dem Untergange des Staats und seines Königs verschworen, nachdem er von dem letztern mit Ehre und Wohlthaten überhäuft worden war. Als er sich in Schweden befand, gerieth er in Verdacht, er wollte **Malmoe** an Dänemark überliefern. **Carl Gustav**, der ihn zu seinem ersten Minister gemacht hatte, ließ ihn einziehen. Er entgieng zwar der Achtsamkeit seiner Wächter, und kam nach **Kopenhagen**, wo er wieder zu Gnaden gelangte. Seine neuen Ränke aber machten, daß er verbannt, und zum Tode verurtheilt ward. **Ulfeld** ergriff die Flucht, und irrte mit seiner Familie umher. Er gab sich für einen Hofmeister der jungen Herren aus, die

seine

seine Söhne waren. Endlich kam **Ulfeld** vor Kälte und Hunger um, und ward am Fuß eines Baums eingescharrt. Die Königin sorgte für die Kinder und Wittwe dieses dänischen Herrn, und ließ ihnen jährlich einen Gehalt reichen.

Während ihres Aufenthalts in protestantischen Ländern wandte **Christine** alle Sorgfalt an, Proselyten zu machen. Sie überredete den gelehrten **Peter Lambecius**, Professor zu **Hamburg**, ihr nach **Rom** zu folgen. Sie fand ihn um so viel geneigter, sein Vaterland sammt seiner Religion zu verlassen, weil er viele Feinde, die ihn verfolgten, und eine alte, geizige, mürrische Frau hatte, die ihm das Leben unerträglich machte. Des **Lambecius** Abschwörung war für sein Glück vortheilhaft. Der Kaiser berufte ihn nach **Wien**, und ernannte ihn zu seinem obersten Bibliothekar.

Die Königin hatte einen Geistlichen, mit Namen **Galdenblad**, der vornehmlich dazu bestimmt war, die lutherischen Schweden, welche die Neugier nach **Rom** führen würde, durch Ueberredung oder Geschenke zu bekehren. Dieser **Galdenblad** war in seiner Jugend von **Christinen**, nebst verschiednen andern jungen Herren, in die Jesuiterschule geschickt, und dort in der römischkatholischen Religion erzogen worden. Verschiedne dieser Bekehrungen konnten

auf=

aufrichtig seyn; viele waren aber auch sehr eigennützig. **Galdenblad** forderte stets Geld für die neuen Bekehrten, und die Königin sah sich oft genöthigt, zu antworten: „es fehlt mir „nicht an gutem Willen, sondern am Gelde; „wenn mir Gott welches giebt, will ich es wieder andern geben.“

Die Tochter **Gustavs**, welche nun wegen des Zustands ihrer Angelegenheiten ruhiger war, nahm zu **Rom** wieder ihre Studien vor. Ihr Pallast ward eine Akademie, und der Sammelplatz aller berühmten Männer in Künsten und Wissenschaften. Die Königin fand indessen noch immer ein Vergnügen daran, ihre Vermittelung zum Vortheile andrer Mächte anzuwenden. Sie trug dem Grafen **Galeazo Gvaldo** auf, an verschiedne europäische Höfe zu gehen, um Hülfsvölker von ihnen für die Venetianer zu erhalten, welche mit den Türken Krieg führten. Dieser Abgesandte einer Prinzessin ohne Krone und ohne Macht hatte sehr wenig Ansehen. Die Republik Venedig schien sogar sich von diesem Schritte loszusagen, weil sie ihm keine Beglaubigungsschreiben verwilligen wollte. Bey dieser Gelegenheit sagte **Christine** mit Recht: „eine „Königin ohne Land gleicht einer Gottheit ohne „Tempel, der man bald Gebete und Opfer dar-

„zubringen aufhört." **Christine** führte nur noch den bloßen Namen einer Königin.

Dem ungeachtet suchte sie die Aussöhnung des französischen Hofs mit dem römischen zu vermitteln. Die Bedienten des Herzogs von **Creqvi**, Abgesandten **Ludwigs des vierzehnten**, hatten mit den Corsen, aus denen die Wache des Pabstes bestand, Händel angefangen. Der Herzog ward in seinem Pallaste angefallen und beschimpft. Die Soldaten trieben die Kühnheit so weit, daß sie auf öffentlicher Straße Flintenschüsse auf die Kutsche thaten, in der die Gemahlin des Abgesandten saß. Der Herzog von **Creqvi** forderte Genugthuung für diese Beleidigung; und da er keine erhalten konnte, die dem Verbrechen gemäß war, berufte **Ludwig der vierzehnte** seinen Abgesandten zurück, bemächtigte sich des Fürstenthums **Avignon**, und ließ Soldaten nach Italien rücken.

1663. Darüber gerieth der Pabst in Bestürzung. **Christine** schrieb an den König und seinen Minister; sie schickte einen Abgeordneten; der junge Monarch aber, der gegen die geringste Verlezzung seines Rangs und seiner Ehre empfindlich war, schien wenig geneigt, ihn zu hören, und misbilligte sogar ihre Bemühungen und Rathschläge, welche sie ihm in dieser Sache gab. Die Königin besorgte, da sie nun in Frankreich

ver=

verdächtig geworden wäre, möchte der König Klage wider sie in Schweden anbringen, und ihre Einkünfte einziehen lassen. Voll von diesem falschen Schrecken, der durch die Reden des Volks zunahm, schrieb sie an den obersten Aufseher ihrer Kammergüter: „Ich werde niemals „glauben, daß der König oder die Regierung „von Schweden dem Könige von Frankreich ge„statten sollten, sich einige Macht über mich an„zumaßen, nicht anders, als ob ich von ihm ab„hienge. Das würde gar sehr meiner Herkunft „und meinem Range widerstreiten; denn darinne „bin ich allen Potentaten der Welt gleich; ich „erkenne niemanden über mir, als Gott allein.“ Die Königin, wie man sieht, suchte bey der geringsten Gelegenheit ihre Ansprüche hervor; sie war nach ihrer Abdankung weit ängstlicher, die Rechte ihrer königlichen Würde zu behaupten, als sie es iemals auf dem Throne gewesen war.

Seine Heiligkeit ließ sich um diese Zeit gefallen, der Königin von Schweden einen Besuch in ihrem Pallaste abzustatten. Als **Christine** diese Nachricht vernahm, sagte sie zu dem Kardinale, der sie ankündigte: Vnde hoc mihi, quod Dominus meus veniat ad me? Non sum digna, quod intret sub tectum

meum *. Sie ließ in ihrem Zimmer einen kostbaren Baldachin aufrichten, um den Pabst zu empfangen. Als er kam, gieng ihm die Königin entgegen, setzte ein Knie auf die Erde, empfieng seinen Segen, und begleitete ihn zur linken Hand. Das Gespräch dauerte anderthalb Stunden, vornehmlich über die Sache mit den Corsen. Der Pabst besah die Kostbarkeiten und Gemälde, womit der Pallast der Königin geschmückt war. Er begab sich darauf hinweg, auf das Vatican.

Da Christinens Vermittelung keinen Erfolg hatte, sah sich der Pabst, um den König in Frankreich zu besänftigen, genöthigt, die Bedingungen einzugehen, die ihm vorgeschrieben waren. Alexander der siebente schickte nach Paris seinen Vetter, den Kardinal Flavio Chigi, und den Guverneur von Rom, den Kardinal Lorenzo Imperiali, um im Namen des Pabstes Entschuldigungen vorzubringen. Die Corsen wurden fortgejagt. Der König verlangte noch, man sollte zu Rom ein Denkmaal aufrichten, darauf die Beleidigung des Völkerrechts, welche der Person des königlichen franzö-

* Wie kömmt mir das, daß mein Herr zu mir kömmt? Ich bin nicht würdig, daß er unter mein Dach eingehe.

französischen Abgesandten widerfahren wäre, und die öffentliche Genugthuung, welche dieser Monarch sich verschafft hätte, geschrieben würde. **Christine** war vielleicht nicht unzufrieden, daß ihre Unterhandlung fruchtlos war, und der Pabst gedemüthigt wurde. Sie hatte sich seit einiger Zeit über den Stolz und die nachtheiligen Reden des Pabstes zu beschweren. Er seiner seits hätte gleichfalls Verdruß empfunden, wenn **Christinens** Ansehen wirksamer, als das seinige, gewesen wäre, und wenn er ihr noch, bey dergleichen Umständen, für ihre Empfehlungen und Dienstleistungen hätte danksagen müssen.

Christine befand sich in keinen angenehmen Umständen. Sie merkte das an der Unruhe, die sie qvälte. Die Liebe zum Vaterlande, die Sorge für ihr Vermögen, vielleicht das Verlangen nach dem Throne, den sie verlassen hatte, und mehr als alle diese Betrachtungen, die Abneigung, welche sie gegen das römische Oberhaupt, einen argwöhnischen, verdrüßlichen Alten, gefaßt hatte, ruften sie nach Schweden zurück. Die Königin schickte ihren Hauptmann von der Leibwache, **Adami**, an die Stände, um wegen ihrer Rückkunft Unterhandlung zu pflegen, und für sie nebst ihrem Gefolge die freye Uebung der katholischen Religion auszuwirken. 1664.

Die Regierung sah nicht ohne Besorgniß diese häufigen und schleunigen Reisen der Tochter **Gustavs**, welche mit so vielem Ruhm und so großer Weisheit geherrscht hatte, daß ieder redliche Bürger das Gedächtniß ihrer Regierung beybehalten mußte. Der junge König war von einer zarten Gesundheit, und man konnte **Christinen** in den Verdacht ehrsüchtiger Absichten ziehen. Die Minister zu **Stockholm** machten sich die Religionsänderung der Prinzessin zu Nutze, um den Reichsrath und das Volk wider sie aufzubringen. Man erregte die Besorgniß, das Beyspiel und die Rathschläge dieser neuen Katholikin könnten den Glauben des schwedischen Monarchen erschüttern, der sich noch in einem Alter befände, das aller Arten von Eindrücken fähig wäre. Man verbreitete sogar das Gerücht, **Christine** sey vom Pabste abgeschickt, sie sey von ihm überredet, und durch Versprechungen und Geschenke verleitet worden, die römische Religion in Schweden einzuführen. Man suchte ihrer Rückkunft Hindernisse entgegenzustellen. Man verletzte ihre freye und unabhängige Gemüthsart, indem man diesen Aufenthalt, auf den sie umgieng, durch gewisse Bedingungen einschränkte. Der Reichsrath ließ ihr verbieten, italiänische Priester mitzubringen, und ihre Religion öffentlich nach römischen Gebräuchen zu üben.

Indes-

Indessen erwartete **Christine** zu **Rom** den 1665.
Erfolg ihrer Unterhandlungen. Sie überließ sich mit dem nämlichen Eifer der Untersuchung der Wissenschaften, der Unterhaltung gelehrter Männer, und ihrem Geschmack an den schönen Künsten. Sie ließ damals eine Schaumünze schlagen, auf welcher ein **Phönix** auf seinem Scheiterhaufen lag, und oben darüber zur Legende in griechischen Buchstaben das Wort **Makelos** stand. Dieses Wort gab sie allen Gelehrten in den Alterthümern zu errathen auf. Es erschien darüber manche tiefsinnige Abhandlung; und alle wagten eine Erklärung, die sich auf weitläuftige Gründe stützte. Dieses Wort aber war ein Scherz, der einer Königin ein wenig übel anstund, deren bloßen Willen man für Befehl nahm, und welche die Gelehrsamkeit, die sie schützte und ehrte, nicht lächerlich machen sollte. Sie beschämte alle Gelehrte, welche darauf Zeit und Scharfsinn verwandt hatten, ein griechisches Wort zu erklären, das nicht griechisch war. Sie sagte ihnen, das Wort **Makelos** wäre ein schwedisches. Es könnte bedeuten **unvergleichlich**, oder auch **unverheirathet**. In so fern schickte es sich auf den **Phönix**, der auf der Münze mitten auf dem Scheiterhaufen lag, und zugleich durch Anspielung auf die Königin, welche sich in der

Gestalt **Minervens** hatte vorstellen lassen.

Christine hatte eine Streitigkeit mit der Stadt **Hamburg**, in Ansehung des **Texeira**, eines reichen Juden, ihres Correspondenten und Banqviers, dem sie den Titel ihres Residenten ertheilt hatte. Die Obrigkeit der Stadt weigerte sich, dem **Texeira** die Ehrenbezeugungen und Vorrechte zuzugestehen, deren die Minister der regierenden Häupter zu genießen haben. Die Prinzessin vermochte den König in Schweden, ihre Rechte zu vertheidigen. Sie selbst ließ an die obrigkeitlichen Personen ein Schreiben, oder vielmehr ein Manifest ergehen, worinne sie wider die Gewaltthätigkeit, die man ihrem Residenten angethan, und wider die Beleidigung, der man sich dadurch gegen die Vorrechte ihrer Geburt und ihres Ranges schuldig gemacht hatte, protestirte. Sie verschaffte sich Gerechtigkeit, und ihrem Minister ward eben so ehrerbietig, als allen Ministern gekrönter Mächte, begegnet.

1666. Die Königin verließ **Rom**, ihrem Vorsatze gemäß, und begab sich nach **Hamburg**; weil sie in dem Aufenthalte daselbst das fand, was sie suchte, eine Freyheit, die sich nicht erst auf die der königlichen Würde gebührende Achtung stützen durfte, und eine genugsame Nähe mit Schwe-

den, um mit diesem Lande einen leichten und schleunigen Briefwechsel zu unterhalten. Wegen der Einkünfte, die sie sich gleichsam als die Bezahlung für ihre Krone vorbehalten hatte, führte sie fast immer Streitigkeit. Sie wurden allezeit verzögert, oder geschmälert, und man gebrauchte dazu tausend Ausflüchte, die ihr in iedem Augenblicke die Besorgniß erweckten, es würde ihr an dem zu ihrem Stande nöthigen Vermögen ermangeln, oder sie würde nochmals dem guten Willen und der Freygebigkeit des Pabstes, oder irgendeines andern wohlthätigen Potentaten, ausgesetzt seyn. Also verursachten ihr die kleinen häuslichen Angelegenheiten mehr Unruhe und Sorge, als sie bey Niederlegung der Krone vermieden hatte. Die Tochter **Gustavs**, welche sich an der Spitze einer mächtigen Nation gesehen hatte, welche mit Ruhm herrschte, und ganz Europen Gesetze gab, war nunmehr so weit gebracht, den schwedischen Reichsräthen und Ministern zu schmeicheln, sich unter ihren Schutz zu begeben, und um ihre dringendsten Vortheile anzuhalten. Wollte sie bey der Verwaltung ihrer Güter eine neue Ordnung einführen, so widersprach man ihr, die Regierung that ihr Einhalt, und **Christine** war ohn Unterlaß genöthigt, an die Bedingungen zu erinnern, unter denen sie der Krone ent-

sagt hatte. Fast alle ihre Briefe enthalten Klagen, Vorstellungen, Protestationen, und zeigen deutlich, wie sehr es sie gereuen mußte, unvorsichtiger weise einen Rang aufgegeben zu haben, der ihrer Herkunft und Fähigkeit so sehr gemäß war. Als sie eines Tages zu **Hamburg** ein Kabinet von Seltenheiten besah, fiel ihr die auf ihre Abdankung geprägte Schaumünze unter die Hände; sobald sie sie erblickte, warf sie sie mit Unwillen von sich. Indessen suchte sie ihren Unmuth zu zerstreuen oder zu verbergen, indem sie in ihrem Pallaste Gastmahle, Opern und Tänze hielt, wobey sie selbst mit Personen von vornehmer Herkunft tanzte und Rollen spielte.

Die Königin gab dem Könige und der Regierung Nachricht von dem Entschlusse, den sie gefaßt hatte, eine neue Reise nach Schweden zu thun. „Ich hoffe, sagte sie zu dem französi„schen Abgesandten, Herrn von **Terlon**, man „werde noch so viele Freundschaft und Achtung „haben, mir nicht Händel wegen meiner Messe „zu machen. Sollte man aber, wider meine „Erwartung, sich dagegen setzen, so bin ich ent„schlossen, alles stehen und liegen zu lassen, und „sogleich umzukehren.“ Sie gieng von **Hamburg** ab, reiste durch Holstein und Dänemark, und begab sich auf einer Galere, die sie zu **Hel**-

singohr erwartete, nach Schweden. Sie fand in fremden Ländern günstigere Aufnahme, als in demjenigen, das sie beherrscht hatte. Die Regierung schickte Christinen nach Norköping einen Curier entgegen, ihr anzukündigen, man würde keinen katholischen Priester in ihrem Gefolge leiden; sie möchte also denjenigen, den sie mit sich brächte, zurückschicken; wo nicht, so würde man nach den Landesgesetzen wider ihn verfahren.

Der Baron von Sparre, der gleichfalls von der Regierung abgeschickt ward, hatte mit der Königin eine sehr hitzige Unterredung wegen der Beleidigung, die ihr widerfahren war, wegen der gegenwärtigen Verfassung der Regierung von Schweden, wegen ihrer Ansprüche und Rechte auf die Krone, im Fall der junge König, Carl der eilfte, sterben sollte. Da man ihr vorstellte, ihre Religionsänderung würde allezeit ein großes Hinderniß abgeben, gab sie zur Antwort, wenn sie den Besitz des Throns wünschte, so geschähe es nicht zu dem Ende, iemanden zur Annehmung der römischen Religion zu zwingen. Sie könnte mit dem Marschalle von Türenne sagen: „ich bin ein Katholik, „mein Degen aber ist calvinistisch.“ Sie drang gar sehr auf die Nothwendigkeit, die Eintracht zwischen den Ständen des Reichs zu erhalten,

Mittel ausfindig zu machen, die alten Familien zu unterstützen, unter den Soldaten Ordnung zu beobachten, den Handel in Städten in Flor zu bringen, der Nation die Abgaben zu erleichtern, den Umlauf und Gehalt der Münzen festzusetzen. Diese Prinzessin, die über die Regierung misvergnügt war, hatte dennoch Ursache, mit dem Volke zufrieden zu seyn. Sie sah es in Menge herbey laufen, wo sie durchreiste; sie hörte es mit Sehnsucht ihre ehmalige Herrschaft bedauern, und Klage wider die itzige Regierung ausstoßen. Das war das schmeichelhafteste Lob, das ihr nur die öffentliche Stimme geben konnte.

Da man immer noch in sie drang, ihren Allmosenier abzudanken, gab sie den Augenblick Befehl zu ihrer Abreise, sie schickte alle das Gefolge zurück, das der König zu ihrer Begleitung abgeordnet hatte, und kehrte schleunig um nach **Hamburg**. Ihre erste Sorge war, sich über die Regierung, und die wenige Achtung, die man für ihre Person bezeugte, zu beschweren. Allein es erschien bald in Schweden eine Nachricht, oder vielmehr ein Manifest, worinne man das Volk von der Verwirrung unterrichtete, welche die Gegenwart dieser unruhigen, ehrsüchtigen und leichtsinnigen Prinzessin erregen könnte. **Christine** setzte allem diesen Geschrey nichts als Geduld und Stillschweigen entgegen. Sie erwar-

erwartete zu **Hamburg** die erste Versammlung der Stände des Reichs, weil sie sich schmeichelte, alsdenn einen vortheilhaftern und rühmlichern Vergleich zu erhalten.

Die Königin war in allen Stücken von einer sonderbaren Empfindlichkeit; aus der kleinsten Aenderung, die in ihrem Hause vorfiel, machte sie eine Sache von Wichtigkeit; ihre Gemüthsart war durch ihre Unfälle verdrüßlicher geworden, und wenn man sie nur im mindesten beleidigte, so schalt und drohte sie. Sie schrieb wegen eines Tonkünstlers, der aus ihrem Dienste gegangen, und in die Kapelle des Herzogs von Savoyen getreten war: „Es dient zu wissen, „daß ich niemals darein willigen werde, daß **Antonio Rivani** meine Dienste verläßt, um „fremde zu übernehmen. Er ist für niemanden „mehr auf der Welt, als für mich; und wenn „er nicht für mich singt, so soll er nicht lange für „iemand andern singen. Wenn man mich überreden wollte, er hätte die Stimme verloren, „das würde nichts helfen; denn so wie er ist, muß „er in meinen Diensten leben und sterben, oder „es soll ihm schlimm bekommen.“

Christine, welcher stets ihre Größe und ihr Ruhm im Sinne schwebte, verlangte, daß die Geschichte ihrer Regierung von irgendeiner geschickten Hand aufgezeichnet würde. Sie lag

dem gelehrten **Vossius** an, diese Arbeit zu übernehmen. „Ich habe bemerkt, schreibt die Kö-
„nigin, daß Unwissenheit oder Neid ihr Ver-
„gnügen daran gefunden haben, die größten und
„schönsten Thaten meiner Regierung zu verdun-
„keln. Dieses bewegt mich, Sie zu bitten, daß
„Sie der **Wahrheit**, der alle Schriftsteller
„Verehrung schuldig sind, Gerechtigkeit erweisen
„möchten. Sie sind mit eignen Augen von ih-
„rer höchsten Glückseligkeit Zeuge gewesen. Ich
„verlange von Ihnen nichts, als die bloße
„Wahrheit. Ohnedem weis alle Welt, daß
„Schwedens gegenwärtige Unfälle mich in einen
„Zustand versetzt haben, der mir es unmöglich
„macht, leeres Lob zu erkaufen.“ In der That fieng **Vossius** die Geschichte **Christinens** zu schreiben an; ihr Tod aber, der dazwischen kam, unterbrach die Fortsetzung seiner Arbeit.

1668. Die zu **Stockholm** versammelten Stände konnten sich nicht weigern, die Gerechtigkeit der Forderungen und Beschwerden **Christinens** einzugestehen. Sie misbilligten die Art von Verfolgung, welche ihr die Regierung und einige Reichsräthe anthaten, und wollten der erstern die unumschränkte Aufsicht über die Fonds, die **Christinen** zu ihrem Unterhalte angewiesen waren, entziehen. Ungeachtet der Religions-

änderung

änderung der Königin, lobten alle Stände, und die Geistlichkeit selbst, die großen Thaten ihrer Regierung, und ihre persönlichen Eigenschaften. Sie beschlossen einmüthig, sie stets, ohn einige Veränderung oder Schmälerung, im freyen Genusse der Bedingungen zu lassen, welche sie sich bey Entsagung der Krone vorbehalten hatte.

Alexander der siebente war zu **Rom** gestorben, und der Kardinal **Julius Rospigliosi** gelangte unter dem Namen **Clemens des neunten** zum päbstlichen Stule. Die Königin, ob sie wohl in einem protestantischen Lande war, bezeugte doch durch öffentliche Gastmahle und Lustbarkeiten den Antheil, den sie an der Erhöhung des neuen Pabstes nähme, gegen dessen Person sie stets viele Hochachtung und Neigung getragen hatte. Sie ließ den vordern Theil ihres Pallasts erleuchten. Man ließ ein Feuerwerk abbrennen, bey dem die Verzierungen das Wappen **Clemens des neunten**, seine Tugenden, und den Sieg der römischen Kirche über den Irrthum und die lutherische Ketzerey, vorstellten. Sechshundert brennende Lampen bildeten durch ihre Stellung die Züge von dem Namen des Pabstes ab.

Dem hamburgischen Pöbel schien dieses Schauspiel anstößig. Er war noch durch den Wein erhitzt, der im Ueberflusse sprang. Die

Verzierungen wurden durch einen Schwarm streitsüchtiger Köpfe darnieder gerissen. Die Schildwache ward weggestoßen. Allein der Pallast der Königin war mit Geschütz und allem nöthigen Vorrathe versehen, um gewisser massen eine Belagerung auszuhalten; denn die Königin vermuthete sich eines Auflaufs. Sie befahl, mit Flinten auf die Aufrührer Feuer zu geben, von denen einige getödtet, andre verwundet wurden. Der Pöbel ward dadurch noch wütender, und verfiel auf die äußersten Ausschweifungen. Er zerschlug alle Fenster des Pallasts, wollte die Thüren aufbrechen, drohte die Geräthschaften zu plündern, und sich der Person der Königin selbst zu bemächtigen. In dieser Verlegenheit verkleidete sich **Christine**, und flüchtete in das Haus des schwedischen Residenten. Der Commendant ließ die Soldaten der Besatzung anrücken; die Hauptleute der Bürgerschaft befahlen dem Volke, sich wegzubegeben, und der Auflauf ward gestillt. **Christine** ließ denen, die verwundet worden waren, Geld austheilen. Man brachte viele Tage zu, den Pallast der Prinzessin wieder herzustellen. Darauf führte der Magistrat **Christinen** gleichsam im Triumph mitten durch diesen Pöbel, der vor Wut knirschte, aber sie nicht auslassen durfte. Die Königin blieb noch einige

Zeit in der Stadt, und erwartete die Endigung ihrer Angelegenheiten.

Christine unterhielt noch einigen Briefwechsel mit dem Arzte **Bourdelot**, der es vornehmlich über sich genommen hatte, sie von den Neuigkeiten aus Frankreich, und den gelehrten Werken, die daselbst zum Vorscheine kämen, zu unterrichten. Sie schrieb auf einen seiner Briefe diese sonderbare Antwort. „Sie thun „wohl, daß Sie mir nicht allen den Wust schik„ken, den man über den Feldzug in Flandern „schreibt. Ich liebe die großen Thaten so sehr, „als ein andrer; von Lobreden aber bin ich keine „Freundin. Meine Gewogenheit gegen die „Satyren erstreckt sich hingegen so weit, daß „ich sogar diejenigen gern lese, die auf mich selbst „gehen. Ihre Anzahl ist, dem Himmel sey „Dank, ziemlich groß, so daß ich sehr wohl „mich auf eigne Kosten belustigen kann, nach„dem ich mich lange auf fremde belustigt habe. „Ich sage, **auf meine Kosten**, weil alles, „was ich bisher gesehen habe, so thöricht und „abgeschmackt ist, daß ich es unmöglich lesen „könnte, wenn es nicht von mir handelte.

„Was den **Benserade** anlangt, so haben „Sie Recht, wenn Sie glauben, daß alles, „was von ihm kömmt, mir gefallen wird. Sie „haben mir des **Launoi** physische Versuche ge-

„schickt, um mir Verlangen darnach zu erregen; „Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir „sein Werk ganz schicken wollen. Mein Unglück hält mich noch diesen Winter hier (in „**Hamburg**) auf; und der einzige Trost, den „man haben kann, sind die Briefe aus **Rom**, „und die Bücher aus Frankreich.

„Die Einspritzung des Blutes betreffend, so „scheint mir die Erfindung sehr schön; ich wollte mich aber derselben nicht gern bedienen, damit ich nicht zum Schafe würde; im Fall einer Verwandlung möchte ich doch lieber ein Löwe seyn, damit andre mich nicht auffressen „könnten. Ich befinde mich gut genug, und „lache über die Aerzte sammt der Arzneykunst; „um aber eine vollkommne Gesundheit zu genießen, ist mein vornehmstes Hülfsmittel, römische Luft zu schöpfen.“

Die Königin hatte Feinde, welche Mittel suchten, sie bey der Versammlung der Stände, die über ihre Angelegenheiten rathschlagten, zu verkleinern. Dadurch bekam sie Ursache zu einer neuen und wichtigen Unterhandlung. Sie schickte ihren Minister und Agenten, **Rosenbach**, an den schwedischen Hof. Man hat noch den größten Theil der Briefe, die sie ihm bey diesen Umständen schrieb; sie bedient sich aber darinne oft einer ganz besondern Zeichen-

sprache, um das Freye in ihren Meynungen und Ausdrücken zu verbergen. Der Großkanzler, Graf **de la Gardie**, war unter allen am meisten wider **Christinen** erbittert. Er hatte nicht die Beleidigungen vergessen, die ihm die Königin gegen das Ende ihrer Regierung angethan hatte; und bediente sich alles des Ansehens, das ihm sein hohes Amt verschaffte, ihre Absichten zu hintertreiben. Er beschuldigte sie, sie wolle dem jungen Könige, **Carl dem eilften**, die schwedische Krone entziehen. Er nöthigte sogar **Christinens** Agenten, **Appelmann**, wider diese Prinzessin ein Zeugniß abzulegen, als ob sie ihm ein ähnliches Vorhaben vertraut hätte. **Christine**, die von dieser verhaßten Tyranney, mit welcher man auf ihr Verderben umgieng, Nachricht bekam, schrieb an den Großschatzmeister von Schweden, der oberster Aufseher über ihre Kammergüter war: „Da „ich es schon gewohnt bin, daß man mich für „eine ganz andre Person hält, als ich wirklich „bin, so sollte ich mich wohl nicht so weit her„ablassen, mich zu rechtfertigen. Allein ich „kann mich nicht enthalten, Ihnen zu sagen, „daß es meine Art ist, bloß solchen Anschlägen „Gehör zu geben, die mir meine Ehre und mein „Bestes vorsagen. Ich kenne diejenigen von „dieser Gattung vollkommen. Da der König

„von Schweden mein Werk ist, und ich gleich-
„sam sagen kann, daß es seine Krone auch ist,
„so wird mich niemals andrer Undankbarkeit
„verhindern, auch selbst mein Blut, wenn es
„möglich wäre, für die Erhaltung dieses Werks
„anzuwenden, in der ich meinen ganzen Ruhm
„und meine ganze Glückseligkeit suche. Sollte
„es endlich Schweden einmal überdrüssig wer-
„den, übel regiert zu seyn, so mag man sich er-
„innern, daß es mein Fehler nicht ist; und
„Gott soll mich strafen, wenn ich den kleinsten
„Gedanken habe, Nutzen davon zu ziehen.
„Ich werde daran keinen andern Antheil neh-
„men, als daß ich das Verderben eines Staats
„bedaure, zu dessen Ruhm und Größe ich so
„viele Nachtwachen verwandt, und so viele andre
„Mühseligkeiten, die Gott allein bekannt sind,
„ausgestanden habe.“

Die Stände ließen sich durch die Ränke und den Haß einiger Privatpersonen, die mehr durch Rachgier, als durch die Liebe zum gemeinen Besten, beherrscht wurden, nicht wider die Königin einnehmen. Sie verwilligten ihr die vornehmsten Puncte ihrer Forderungen. Sie beschlossen feyerlich

„Daß alle die Bedingungen, welche in der
„Urkunde der Abdankung Christinens stehen,
„nach

„nach der genausten Strenge und Richtigkeit be„obachtet werden sollten.

„Daß man Ihrer Majestät und ihrer Be„dienung die freye Religionsübung gestatten soll„te, welchen Ort sie auch zu ihrem Sitze wäh„len möchte.

„Daß es bloß bey dem Willen der Königin „beruhen sollte, ihren Aufenthalt nach beliebi„ger Zeit, in welchem Lande sie wollte, zu neh„men; mit der Versicherung, daß sie daselbst „ihrer Einkünfte ohne Beunruhigung genießen „sollte.

„Daß der König versprechen sollte, der Kö„nigin die ihr schuldige Summe von sechzigtau„send Thalern auszahlen zu lassen, und ihr ihre „Gelder so schleunig und richtig als möglich zu „übermachen, damit Ihre Majestät höchstens „in einem Jahre befriedigt werde.

„Daß der König, nebst den Ständen, für „die unverbrüchliche Beobachtung aller dieser „Artikel, vermöge eines feyerlichen Schlusses „des Reichstags, Gewähr leisten solle.“

Da endlich in Schweden alles zu Christinens Zufriedenheit abgethan war, beschloß sie, wieder nach Rom zu gehen; eine Reise, die ihr seit der Zeit, da sie Stand und Religion verändert hatte, so gewöhnlich geworden war. Sie begab sich also von Hamburg hinweg,

nachdem sie für das Volk neue Lustbarkeiten angestellt, und den angesehensten Personen der Stadt ihre Hochachtung und Gewogenheit bezeugt hatte.

Der Königin Einzug in **Rom** war sehr prächtig. Der neue Pabst hatte alles mit ausserordentlicher Verschwendung veranstaltet. Die Regierung **Clemens des neunten** ward, wegen des Geschmacks dieses Pabstes an den Künsten, und der beträchtlichen Merkmaale seiner Pracht und Großmuth, **das goldne Alter von Rom** genannt. Vornehmlich verschwendete er bey **Christinens** Einzuge Ehrenbezeugungen, Lustbarkeiten und Gastmahle, um seine Erkenntlichkeit und Hochachtung für diese Heldin zu zeigen, deren Thaten und grossen Geist er stets bewundert hatte.

1669. **Johann Casimir**, König von Polen, der Jesuit und Kardinal gewesen war, ward nach dem Absterben seines Bruders, **Vladislaus**, mitten unter Unruhen und Parteyen, auf den Thron erhoben. Seine Regierung war die Regierung der Zwietracht. Dieser Prinz hatte weder die nöthigen Fähigkeiten noch Eigenschaften, einen Staat zu unterstützen, der durch auswärtige und einheimische Kriege zerrüttet ward, oder den stolzen Adel seines Königreichs im Gehorsame zu erhalten. Er begehrte

Frieden; und ie mehr er ihn zu wünschen schien, destomehr wiegelte er die Kühnheit und Ehrsucht der polnischen Edelleute auf. Endlich, da er seine vornehmsten Unterthanen wider sich aufgebracht sah, und in der Hoheit seines Rangs keine Schadloshaltung für den Verlust seiner Ruhe fand, beschloß er, der Herrschaft zu entsagen, und in den Privatstand zurückzukehren. Er kam nach Frankreich, wo ihm König **Ludwig der vierzehnte** verschiedne Abteyen ertheilte.

Inzwischen machten viele auf seine Krone Anspruch. **Christine** hatte dieses seit dem vorigen Jahre, während ihres Aufenthalts in **Hamburg**, gethan, da noch **Casimir** regierte. Sie gieng aber bey ihrer Unterhandlung so schlau und geheimnißvoll zu Werke, daß man in Schweden und den andern Ländern nichts von ihren Absichten und Ansprüchen wußte. Sie schickte nach Polen einen ihrer Kapellane, den Pater **Hacki**, einen Polen von Geburt. Sie gab ihm Briefe und Anweisungen an den päbstlichen Botschafter bey der Republik mit. **Gustavs** Tochter befand sich außer ihrer Sphäre, da sie nicht mehr ein Land zu regieren hatte; ihr Geist, der geboren war, zu befehlen, strebte stets nach Herrschaft. Mit dem Ruhme, den schwedischen Thron freywillig verlassen zu haben, wollte sie

noch die Ehre verbinden, den polnischen durch die Wahlstimme der Nation zu erhalten. Sie wußte die Rechte ihrer Forderung sehr geschickt vorzustellen. „Sagen Sie, schreibt sie ihrem „Minister, ich wäre der letzte Abkömmling des „königlichen Stammes von Polen und Schwe„den; ich hätte der Religion und meinem Ge„wissen ein Opfer gebracht, indem ich die Erb„schaft des großen Gustavs verließ; ich habe „die Kunst zu herrschen gelernt, und man könn„te mir nicht ohn Ungerechtigkeit einen Fremden „vorziehen; ich bin ohne Nachfolger und ohne „Bruder, und kann folglich keinen andern Vor„theil haben, als Polens Glück; ich bin in der „Blühte meines Alters, und zu den größten Er„müdungen abgehärtet; da ich endlich unver„heirathet bin, so hat die Republik nichts für „ihre Freyheit zu besorgen, und nach meinem „Tode wird ihr das Recht, einen andern Stamm „zu wählen, wieder zufallen.“

Darauf geht Christine alle ihre Mitwerber durch, und stellt mit vielem Nachdrucke die Gründe vor, warum sie auszuschließen wären. In der That ward keiner von diesen Prinzen gewählt.

Man machte der Königin bange, ihr Geschlecht und ihre Liebe zum unverheiratheten Stande möchten die wichtigsten Gegengründe seyn.

Dar-

Darauf antwortet sie: „Was das Geschlecht „anlangt, so kann dieser Einwurf selbst durch „Beyspiele aus der polnischen Geschichte geho„ben werden. Uebrigens weis alle Welt, daß „ich ein Reich, und eine der tapfersten Natio„nen von der Welt, so gut als ein König be„herrscht habe; daß ich eben so gekrönt worden „bin, als man alle Könige von Schweden „krönt; daß man mir die diesem Range gebüh„rende Huldigung geleistet hat; daß ich seit mei„nem mündigen Alter, zehn Jahre hindurch, „als ein unumschränkterer König geherrscht habe, „als alle meine Vorgänger gewesen sind; daß „man mich noch bis diesen Tag in Schweden „verehrt, fürchtet und vermißt, weil ich ohn „Eitelkeit sagen kann, daß meine Regierung für „Schweden die rühmlichste und glücklichste von „der Welt gewesen ist; und wenn Gott will, „daß ich ebendas Glück in Polen habe, so, glau„be ich, wird man Ursache finden mit mir zu„frieden zu seyn. Als ich Schweden beherrsch„te, war ich gleichsam noch ein Kind; es scheint „also, als würde ich mit Gottes Hülfe meine „Pflicht nunmehr ungleich besser beobachten, da „ich bey meiner völligen Stärke und Munter„keit des Geistes und Körpers, da ich der Un„verdrossenheit und Uebernehmung der Be„schwerlichkeiten fähiger bin. Und bey alle

„dem, was verlangt man wohl, daß ich thun „solle? Soll ich die Gerechtigkeit verwalten, „soll ich in Rathsversammlungen eine Sache „untersuchen oder beschließen? Ich erbiete mich, „diesen Pflichten, wo nicht mit gleichgroßer „Beredtsamkeit und Wissenschaft, wenigstens „mit eben so vieler Vernunft, als irgendiemand, „genugzuthun. Soll ich mich zum Dienste der „Republik an die Spitze einer Armee stellen? „Ich will es mit Freuden thun, und versichre, „daß bloß die Hoffnung dieses Vergnügens mir „die polnische Krone annehmlich macht; ja, ich „würde sie ausschlagen, wenn man mir sie mit „der Bedingung antrüge, keine Armee anzu„führen. Ich habe Zeit meines Lebens derglei„chen Vorfälle gewünscht; und hätten nicht „Staatsursachen diesen Wunsch unmöglich ge„macht, so würde ich niemals zugegeben ha„ben, daß meine Armeen von andern angeführt „würden. Wollte man die Mühe nehmen, „mein ganzes Leben, meine Gemüthsart und „Neigung, zu untersuchen, so könnte man, „deucht mich, mit Grunde so gefällig seyn, „mein Geschlecht für nichts zu rechnen.

„Was den andern Artikel, die Heirath, be„trifft, so gestehe ich, daß er mich in große „Verlegenheit setzt. Denn betrachte ich meine „Gemüthsart und mein Alter, so glaube ich

„nicht,

„nicht, daß hier ein Hülfsmittel möglich sey.
„Meine Denkungsart ist eine Todfeindin dieses
„schrecklichen Jochs, dem ich mich um die
„Herrschaft der ganzen Welt willen nicht un-
„terwerfen würde. Da mich Gott hat frey
„geboren werden lassen, so kann ich mich nicht
„entschließen, einen Herrn anzunehmen. Da
„iedoch Polen ein Wahlreich ist, so scheint es
„mir, man könne die Herren Polen leicht da-
„hin bringen, weniger auf die Zukunft, und
„mehr an das Gegenwärtige, zu denken.

„Die dritte Schwierigkeit, die ich mir selbst
„einwende, ist meine Unwissenheit in der polni-
„schen Sprache. Allein weder der Prinz von
„**Conde**, noch der Herzog von **Neuburg**,
„noch der Prinz von Lothringen, verstehen sie
„besser, als ich; und ich will das thun, was
„jene nicht thun können, das ist, sie in weniger
„Zeit lernen.“

Der Pabst **Clemens der neunte** unter-
stützte **Christinen** mit seinem ganzen Ansehen,
und schickte seinem Botschafter in Polen ein
Breve, worinne er die Eigenschaften, Tu-
genden und Rechte der Königin sehr heraus-
streicht. Die Sache ward mit aller Behutsam-
keit der feinsten Staatskunst getrieben. Allein
Gustavs Tochter hatte kein Geld auszutheilen,
und war durch ihre Denkungsart weit entfernt,
sich

sich durch dieses Mittel die Wahlstimmen zu erkaufen, die sie bloß ihrem Namen zu verdanken haben wollte. Die Polen, welche nur kürzlich von dem Joche einer gebietrischen Königin Regentin befreyt waren, wollten sich nicht wieder einer ähnlichen Herrschaft aussetzen. Sie drangen sehr auf die Gegengründe, die von ihrem Geschlechte, von der Ketzerey ihres Stamms, entlehnt waren. Sie führten die Hinrichtung des **Monaldeschi** an. Sie fürchteten sich endlich vor ihrer Unbeständigkeit, und ihrem stolzen Character. Man schloß sie also von der Wahl aus, und erklärte dafür den neunzehnten Junius 1669 **Michael Coributh Wiesnowiski**, vom **jagellonischen** Geblüte, zum Könige. Dieser Herr, der wenig bekannt, ohne Vermögen, und von allen Staatsstreichen entfernt war, war niemals gesonnen, auf den Thron Anspruch zu machen. Er erstaunte, und ganz Polen und Europa mit ihm, über seine Ernennung. Er wollte sogar einer Würde entsagen, zu der er bey sich nicht die nöthigen Eigenschaften fand. Die Polen aber suchten den Unruhen, welche aus der Anarchie und von den Parteyen der Mitwerber entstanden, ein Ende zu machen, und bestätigten seine Wahl.

Christine empfieng davon die Nachricht, ohne Verwunderung oder Kummer zu äußern. Sie schien bloß neugierig, die Astrologie wegen des Glücks dieses Königs zu befragen. „Melden Sie mir, schrieb sie an ihren Agenten, „den Geburtsort des neuen Königs von Polen, „nebst der Polhöhe.“

Es erschienen in Holland verschiedne Schriften, welche daselbst die Freyheit der Presse nur allzuhäufig und kühn macht. Die Königin sah mit Unwillen, daß viele römische Familien darinne beschimpft waren; sie ließ den Großpensionär **Witt** ersuchen, dieser Frechheit Einhalt zu thun. „Es kränkt mich in der That, schrieb „sie ihm, wenn ich sehen muß, daß Holland, „ein Land, welches ich liebe, das die Freystatt „der Tugend und des Verdienstes seyn sollte, „der Betrügerey, dem Neide und der Verläum„dung Schutz widerfahren läßt, damit sie ie„dermann, der nur Hochachtung und Ehrfurcht „verdient, verkleinern können.“

Man beklagte in kurzem den Hintritt **Cle-** 1670.
mens des neunten. Der Kardinal **Aemil Altieri** nahm Besitz von dem heiligen Stule unter dem Namen **Clemens der zehnte**, und wählte sich wegen seines hohen Alters den Kardinal **Paolucci Alberoni** zum Gehülfen. **Christine** sah bey diesen verschiedenen

nen Veränderungen ihr Ansehen und ihre Gunst bald steigen bald fallen. Sie hatte unter dem neuen Pabste Streitigkeiten mit verschiednen großen Familien zu **Rom**, und fand bey ihm und seinem Gehülfen nicht den Schutz, den sie verlangte. Die Königin mußte sich nach Maßgebung der Umstände demüthigen. Sie suchte sich durch die Annehmlichkeiten der Studien und des Umgangs mit Gelehrten zu trösten; allein sie sind oft ein schwacher Trost für die beleidigte Eigenliebe.

Die Prinzessin stand beynah mit allen berühmten Männern Europens im Briefwechsel. Sie bewarben sich eifrig um die Ehre, sie zum Richter über ihre Werke zu haben, und betrachteten ihren Beyfall als das höchste Siegel ihres Ruhms. Vermittelst der Versammlungen, welche die angesehensten Personen sehr ordentlich in ihrem Pallaste anstellten, ward **Christine** die Stifterin der **Akademie der Arkader.** Sie war eine großmüthige Beschützerin; sie schränkte den Aufwand in ihrem Hauswesen ein, damit sie nur freygebiger austheilen könnte. Der Erzbischoff **Angelo della Noce**, der wegen seines Geschmacks in den schönen Wissenschaften beliebt war, genoß einen Gehalt von der Königin. Als eines Tages die Prinzessin hörte, dieser Prälat befände sich in einer drin-

genden

genden Bedürfniß, schrieb sie an ihn: „Ich „überschicke Ihnen zweyhundert Ducaten, die „weder Ihrem Verdienste noch meinem Wunsche „gemäß sind. Allein Sie sollen wissen, daß „Sie gerächt sind, weil ich mich selbst schäme. „Sagen Sie niemanden nichts davon, wenn „Sie nicht die Königin tödlich beleidigen wol„len.“ Ihre Art zu verbinden übertraf noch ihre Wohlthaten. Sie hatte stets die lobenswerthe Aufmerksamkeit, die Hülfe, die sie leistete, dem bedürftigen Verdienste zu verbergen. Viele ihrer Geheimnisse von dieser Art, welche bey ihrem Leben unbekannt blieben, weil sie es also befahl, wurden erst nach ihrem Tode, durch die Erkenntlichkeit ihrer berühmten Clienten, ruchtbar.

Der Marqvis von **Bourbon del Monte**, 1672. erster Kammerherr der Königin, gieng als ausserordentlicher Envoye nach Schweden, um **Carln den eilften** zu bewegen, daß er Polen und verschiedne andre christliche Länder wider die Unternehmungen der Kosaken und Türken vertheidigen möchte. **Christine** ergriff eifrig alle Gelegenheiten, wo sie in wichtigen Staatssachen ihre Empfehlung anbringen konnte. Sie hatte zwar der königlichen Würde entsagt; sie wollte sich iedoch gern noch als eine Königin zeigen, und in Ermangelung der Krone und der

Unter-

Unterthanen, glaubte sie berechtigt zu seyn, sich auf ihren Namen, ihre Verdienste und ihre Einsicht zu berufen. Vornehmlich fand sie Vergnügen daran, sich dem römischen Hofe nützlich zu machen, und zugleich ihren Eifer für die Religion und den Pabst sehen zu lassen. Die gegenwärtige Sache hatte nicht allen Erfolg, den sie davon erwartete, weil der König in Schweden allzustarke Subsidiengelder von dem Pabste forderte, und weil die Schweden sich kurz darauf zu ihrer eignen Vertheidigung in Krieg verwickelt sahen.

Dieser für Schweden so schädliche Krieg, wegen des Verlusts, den er der Nation verursachte, war auch ein Unfall für **Christinen**, welche sich in Gefahr sah, den größten Theil ihrer Einkünfte zu verlieren. Die Provinzen, aus denen sie gehoben wurden, waren von den Feinden erobert, und die ihr gehörigen Gelder wurden zu den dringendsten Bedürfnissen des Landes verwandt. Daher entstanden neue Klagen über ihren **kümmerlichen Zustand**, wie sie sich selbst ausdrückt. Man kann es nicht ohne Misvergnügen lesen, wenn die Tochter **Gustavs** an die Aufseher ihrer Einkünfte, an den König, und an die Reichsräthe von Schweden schreibt: „Ich stehe mehr aus, als man „glauben kann, nicht nur wegen des Nothwen-

„digen

„digen zum Unterhalte, sondern auch wegen „meines Ansehens und guten Namens, weil „man mich für unfähig achtet, mein königliches „Wort zu halten, und meine Versprechungen „in Ansehung des Vorschusses zu erfüllen, den „andre, durch Wohlwollen, oder, besser zu sa„gen, durch ein lobenswerthes **Mitleid** bewo„gen, mir bey den verdrüßlichen Umständen ge„than haben, in denen ich diese Jahre her in „Betreffung der Gelder gewesen bin.“

Die Königin, die bereits auf des Königs von Polen, **Johann Casimirs**, Krone Anspruch gemacht hatte, gab sich auch, da er starb, als seine nächste Erbin an. Sie schrieb an den König in Frankreich, an seine Minister, an den schwedischen Abgesandten, um ihre Rechte darzuthun, und übertrug dem päbstlichen Botschafter, der sich zu **Paris** befand, die Besorgung ihrer Angelegenheit. Sie that zu gleicher Zeit sehr eifrige Vorstellungen in Polen, in **Danzig**, in Neapolis und in Spanien. Sie vermochte auch den Pabst, sich wegen ihrer Foderungen ins Mittel zu schlagen. Allein der verstorbne König in Polen hatte alle seine Güter durch ein Testament der pfälzischen Prinzessin vermacht. Ueberdieß hatten die fremden Könige verschiedne Rechte an den Gütern dieser Verlassenschaft, welche in ihrem Gebiete lagen, und

fanden wenig Mühe, sich dieselben zuzueignen. Also bekam **Christine** von dieser Erbschaft nichts. Sie mußte es gewohnt seyn, ihre Bitten verweigert, und alle ihre Entwürfe zugleich mit der Verminderung ihres Ansehens vereitelt zu sehen.

1679. Es wurden häufige Friedensunterhandlungen gepflogen, an denen vornehmlich Frankreich, Deutschland und Schweden Theil nahmen. Die Unterredungen der bevollmächtigten Minister wurden zu **Nimegen** angestellt. **Christine** glaubte, bey diesem Friedensschlusse ihre Würde zeigen zu können. Sie machte den Entwurf, sich den Besitz oder die Verwaltung derjenigen deutschen Provinzen abtreten zu lassen, die sie während ihrer Regierung erobert hatte, und die itzt in feindlicher Gewalt waren. Sie trug die Besorgung ihrer Vortheile einem jungen Schweden, **Cedercranz**, auf, dem sie, wie sie selbst sagte, sein Glück gemacht, und seinen Verstand gebildet hatte. Sie schickte ihn nach Frankreich, **Nimegen**, **Haag** und Schweden.

Christinens Minister suchte um eine Summe oder Leibrente auf Lebenszeit an, die von gewissen Subsidien zu heben seyn sollte, welche Frankreich noch an Schweden schuldig war. Er verlangte ferner ein Empfehlungsschreiben von

Lud-

Ludwig dem vierzehnten, um die Ansprüche dieser Prinzessin zu Stockholm und bey den andern theilhabenden Mächten zu unterstützen. Diese Unterhandlung verzog sich in die Länge. Cedercranz konnte nichts erhalten; er bekam also Befehl, Paris zu verlassen, und sich auf den Congreß zu Nimegen zu begeben.

Niemals war ein regierender Herr in Ansehung seiner Titel, und der geringsten Theile des Staatsgebrauchs, aufmerksamer und zärtlicher, als Christine. Sie schrieb selbst über diese Materie ihrem Abgeordneten eine ausführliche Anweisung. „Schweden, sagt die Königin, „ist nicht allein mein Vaterland. Die Herr„schaft von Schweden gehört mir und dem Kö„nige. Ich mache ihm nicht seine Rechte strei„tig, und werde niemals das zurück nehmen, „was ich ihm einmal gegeben habe. Der Un„terschied aber zwischen mir und ihm besteht dar„inne, daß ich alles, was ich bin, Gott allein „schuldig bin; und daß der König alles, was „er ist, Gott und mir schuldig ist. Geben „Sie also nicht zu, daß ich nach einem andern „Fürsten genannt werde, bloß den Pabst und „den Kaiser ausgenommen, denen ich allein „nachstehe. Ist die Rede von der Königin und „dem Könige von Schweden, so steht die Kö-

„nigin voran. Den Königen und Königinnen „geben Sie den Titel **allerdurchlauchtigst;** „hüten Sie Sich aber sehr, ihn mir zu geben. „**Die Königin** oder **Christine**, das sind „meine ganzen Titel.“

Sie verlangte auch, daß der Aufseher über ihre Kammergüter unmittelbar nach den Reichsräthen, noch über den hohen schwedischen Beamten, seinen Sitz haben, und das Prädicat **Ew. Excellenz** führen sollte.

Ungeachtet ihrer stolzen Ansprüche, und des Rangs, den sich **Christine** bey dem Frieden zu **Niemegen** zu behaupten vorgesetzt hatte, sah sie doch bald die Hoffnung verschwinden, daß man ihr den Genuß oder die Verwaltung der Länder, welche Schweden in Deutschland verloren hatte, abtreten würde. Verschiedne Siege, die **Carl der eilfte** nach einander über die Dänen erhielt, und die Macht, welche Frankreich gegen den Churfürsten zu Brandenburg gebrauchte, verhalfen den Schweden wieder zum Besitz ihrer Provinzen. Der Friede ward, ohne **Christinens** Vermittelung, unter den kriegenden Völkern hergestellt. Sie war abermals genöthigt, um die Auszahlung ihrer Einkünfte anzuhalten; darauf empfieng sie hinlängliche Summen, um ihre Hofstatt wieder mit der vorigen Pracht einzurichten.

Nach

Nach dem Tode **Clemens des zehnten** hatte sich **Christine** auch bey den im Conclave gespielten Staatsstreichen eingelassen, und suchte den Kardinal **Conti**, dessen Eifer und Neigung sie kannte, auf den päbstlichen Stul zu erheben. Sein Bruder war erster Kammerherr bey der Königin; und die Herzogin **Muti**, des Kardinals Schwester, hatte bey ihr den Rang einer obersten Ehrendame.

Die Königin hatte auch hierinne den Verdruß, ihren Wunsch fehlschlagen zu sehen. Die Stimmen vereinigten sich zum Vortheile **Benedicts Odeschalchi**, der unter dem Namen **Innocenz der eilfte** zum Pabst erklärt ward. Die häufige Abwechslung der römischen Päbste setzte **Christinen** sonderbaren Veränderungen aus. Sie hatte unter **Innocenz dem eilften** wenig Ansehen. Die Gemüthsart dieses Pabstes war unverstellt, sparsam, zugleich aber standhaft, und nicht geneigt, sich lenken zu lassen.

Die Sache mit dem Qvietismus machte damals zu **Rom** großes Aufsehen. **Molinos**, der diese Lehre ausgebreitet hatte, ward in die Gefängnisse der Inqvisition verschlossen. Man zog **Chrstinen** in Verdacht, daß sie dieser neuen Meynung beyträte; wenigstens schien sie die Person desjenigen, der Urheber davon war,

sehr hochzuachten. Sie trug besondre Sorgfalt, seine Gefangenschaft zu mildern, und ihn wider die Verfolgung zu vertheidigen. Der Pabst selbst sagte: „Molinos kann irren; im „Grunde aber ist er gewiß ein rechtschaffner „Mann.“

Mademoisell le Febvre, nach der Zeit Madam Dacier, setzte die gelehrte Welt durch ihre griechische und lateinische Wissenschaft, und ihre Kenntniß des gelehrten Alterthums, in Verwunderung. In einem Alter von sechzehn Jahren, bey einer liebenswerthen Gestalt, zog sie die Arbeit im Büchersaale allen andern Vergnügungen vor. Christine kam der jungen Französin zuvor, und ließ ihr durch den Grafen von Königsmark, schwedischen Abgesandten in Frankreich, ihr Compliment machen. Die Dankbarkeit bewog das junge Frauenzimmer, einen lateinischen Brief an die Königin aufzusetzen; sie schickte ihr zugleich die Geschichte des Florus, von der sie die Herausgeberin und Auslegerin war. Christine schrieb ihr: „Ich „höre, Sie sind ein schönes und artiges Mädchen. Schämen Sie Sich denn nicht, so „gelehrt zu seyn? Das ist in der That zu arg. „Durch welche geheime Bezauberung haben „Sie wohl die Musen mit den Grazien zu „vereinigen gewußt? Könnten Sie noch in diese

„Ver-

„Verbindung das Glück einflechten, so wäre „das ein Vortheil ohne Beyspiel, zu dem man „nichts hinzuwünschen könnte, als die Erkennt„niß der Wahrheit; diese aber kann einer „Person, die sich mit den heiligen Schriftstel„lern in ihren eignen Sprachen unterhalten kann, „nicht lange verborgen bleiben.“

Mademoisell le Febvre war in der protestantischen Religion geboren. Die Königin wollte sie zu sich einladen, um ihres Umgangs zu genießen, und sie zur römischen Religion zu bekehren. Diese liebenswürdige Gelehrte ließ sich durch ihre beträchtlichen Anerbietungen nicht verführen; sie weigerte sich beharrlich, ihr Vaterland zu verlassen. Nachgehends aber befand sie für gut, sich zur römischen Kirche zu bekennen, und überredete auch den Herrn Dacier, ihren Mann, zur Abschwörung. Sie erhielt Wohlthaten von Ludwig dem vierzehnten, weil sie mit an dem Unterrichte des Dauphins, und für den Ruhm Frankreichs, gearbeitet hatte.

Christine theilte auf allen Seiten Lobsprüche, Rathschläge und Unterricht aus. Sie schrieb einen langen moralischen Brief, um ihren Verwandten, den Grafen von Wasanau, einen natürlichen Sohn des Königs in Polen, Vladislaus des siebenten, zum Mönchs-

stande zu überreden. Dieser Herr besaß eine angenehme Gestalt, einen wohlausgebildeten Verstand, etwas edles in seiner Miene und Denkungsart; allein er war ohne Vermögen, und hatte verschiedne Höfe Europens durchstrichen, ohne den Mangel seines Schicksals verbessern zu können.

Der König **Casimir**, der sich nach seiner Abdankung nach Frankreich gewandt hatte, wollte ihn bey dem Parlamente zu **Paris** für seinen Vetter erkennen. Man redete ihm aber dieses Vorhaben aus, welches den Grafen von **Wasanau** zu Vermögen hätte verhelfen können; und er starb nachher. **Christine** nahm den Grafen in seinem Unglücke auf, erkannte ihn für ihren Verwandten, wies ihm einen Rang bey ihrer Hofstatt an, und gebrauchte ihn in ihren Geschäfften. Da sie aber in allzueingeschränkten Umständen war, daß sie hätte sein Glück machen können, munterte sie ihn auf, der Welt zu entsagen. „Schmeicheln Sie „Sich nicht mit eiteln Hirngespinnsten, sagt sie „zu ihm; glauben Sie im Ernste, daß weder „für Sie noch für mich auf der Welt etwas zu „hoffen sey. Unsre Welt ist so eingerichtet, daß „der nur allzuglücklich ist, welcher nichts von „ihr begehrt noch erwartet. Könnten Sie der „einzige Monarch der Erde werden, wären

„Sie

„Sie mit aller Pracht, allem Ruhm, aller „Hoheit, allem Glück und allem Vergnügen „von der Welt umgeben, Sie würden darum „nicht zufriedner seyn, als Sie itzt sind. Ich „rede aus der Erfahrung. Gewiß, Sie wür„den damit noch nicht glücklicher seyn; vielmehr „würden Sie alsdenn Verdrüßlichkeiten haben, „würden einen Ekel empfinden, der Ihnen itzt „unbekannt, aber ärger ist, als alles, was Sie „bisher schlimmes ausgestanden haben. Trauen „Sie Gott; und wenn Sie von seinem Rufe „überzeugt sind, so gehen Sie mit nächstem aus „der Welt; gehen Sie aber so daraus, als aus „einem brennenden Hause, wo man sich auf das „eiligste retten muß, wenn man nicht lieber um„kommen will.“ Der Graf gab sich nicht auf diese frommen Vorstellungen. Die Königin setzte ihm daher einen Gehalt auf Lebenszeit aus, und er ward in der Folge einer der Edelleute bey den Päbsten **Alexander dem achten** und **Innocenz dem zwölften.**

Der König in Schweden, **Carl der eilfte,** 1682. war vom Pferde gefallen, und hatte ein Bein gebrochen. Dieser Unfall machte, daß man für sein Leben besorgt war. Das Gerücht, das sich stets im Fortgehen vergrössert, hatte zu **Rom** die Neuigkeit ausgebreitet, er wäre todt. Diese Nachricht reizte vom neuen **Christinens** Be-

kümmernisse und Begierden. Es lief sogar ein Testament herum, das man diesem Könige zuschrieb, in dem die Vortheile der Königin ganz vergessen waren. Die Tochter **Gustavs** ward darüber beunruhigt; sie gab zu erkennen, daß sie noch immer den Thron als ihr Erbtheil ansähe, und daß man ihn nicht zu ihrem Nachtheile weggeben könnte. Sie machte sich fertig, eine neue Reise nach Schweden zu thun, um ihre Ansprüche zu behaupten. Doch ihre Hoffnung und Besorgniß verschwand, weil der König wieder zur Gesundheit gelangte.

So wie sich **Christine** mit der Alchymie beschäfftigt hatte, ließ sie sich auch in der Astrologie unterrichten. **Ihre Neugier**, wie sie sich ausdrückt, **wollte gern alles wissen;** und die Thorheit des menschlichen Verstandes ist freylich nicht die geringste der Wissenschaften, die man zu studieren hat.

Ungeachtet der Betheurungen ihrer Uneigennützigkeit, gieng es doch dieser Prinzessin nahe, daß sie Königin ohn ein Reich seyn sollte. Die Ehrsucht wachte stets in ihrem Herzen, und regte sich bey der kleinsten Veranlassung. **Benedict Oxenstiern** war zum Großkanzler des Reichs ernannt worden. Er besaß die zu dieser wichtigen Würde nöthigen Eigenschaften und Talente. **Christine** wünschte ihm zu seiner Erhebung

Glück,

Glück, erinnerte ihn an die Wohlthaten, mit denen sie seine Familie überhäuft hatte, und ermahnte ihn, er möchte die Vortheile seiner alten Beherrscherin nicht gänzlich vergessen. Der Großkanzler wußte, daß die Königin gern den völligen Besitz des Herzogthums **Bremen** hätte, und dafür alle ihre Kammergüter und Einkünfte, die sie in Pommern, Gothland, **Oesel** und anderwärts besaß, austauschen wollte. Er glaubte, hier Gelegenheit zu haben, seiner Wohlthäterin zu dienen, und zugleich eine nützliche Anstalt für Schweden zu treffen. In der That schien **Bremen** schwer zu behaupten, weil dieses Land entfernt, und den feindlichen Anfällen ausgesetzt war. **Christine** drang sehr auf den endlichen Schluß dieser Sache, der ihr einen Theil, und ein Bild ihres ehmaligen Ranges, wiedergeben sollte. Damit sie aber ihrem Vermögen völlige Sicherheit verschaffte, verlangte sie die uneingeschränkte Oberherrschaft über diese Provinz, und die Garantie der benachbarten Fürsten für die Neutralität derselben, im Fall eines entstehenden Krieges. Sie konnte iedoch keine von diesen zwo Bedingungen erhalten. Der Tausch fand nicht statt, und die Königin war noch immer genöthigt, in Ansehung des Empfangs ihrer Einkünfte, und der Verwaltung ihrer Kammergüter, von dem Hofe zu **Stockholm** abzuhängen.

Die

Die Ursachen zum Misvergnügen, welche Christine von ihrem Vaterlande bekam, hinderten sie dennoch nicht, an dem Ruhm und Besten Schwedens den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Sie zeigte sich bey allen den glücklichen und unglücklichen Zufällen, die diesem Lande zustiessen. Sie wünschte den Ministern zu dem guten Erfolg ihrer Verwaltung Glück, und gab ihnen Rathschläge, die sie für das Beste der Regierung für zuträglich hielt.

1683. Der berühmte Johann Sobieski, König von Polen, erhielt einen merkwürdigen Sieg über eine Armee von zweyhunderttausend Türken, welche Wien belagerte. Der Held, welcher die Christen anführte, nöthigte die Ungläubigen, ungeachtet der Ueberlegenheit der Zahl, eiligst über die Donau zu flüchten, und ihre Fahnen, Gezelte, Mund- und Kriegsvorräthe, sammt allem Geschütze, zurückzulassen. Diese denkwürdige That befreyte die kaiserliche Stadt, und hielt den Strom, der das ganze Reich zu überschwemmen drohte, gleich in seinem Ausbruche zurück. Johann Sobieski ward mit Ruhm überhäuft. Christine schrieb an den Ueberwinder einen italiänischen Brief, um ihm ihren Zoll von Lob zu entrichten. „Ich habe Ew. Majestät, schreibt sie, „die Sicherheit meiner königlichen Unabhängigkeit und meine Ruhe zu danken. Gleichwohl

„kann ich nicht umhin, meinen Undank gegen ei„nen so großen König zu gestehen. Ich fühle ge„gen ihn einen Neid, der um so viel unerträgli„cher ist, weil es mir nicht mehr leicht wird, die„ser Leidenschaft unterworfen zu seyn. Noch hat „ihn kein Mensch in meinem Herzen erregen kön„nen. Ew. Majestät allein hat ihn in mir er„weckt – Ich muß iedoch zu meiner Rechtferti„gung sagen, daß die Regungen, die mich erhiz„zen, aus keiner niedrigen Eifersucht entstehen, „weil ich, anstatt die Gerechtigkeit, die man Ew. „Majestät schuldig ist, zu verweigern, mich viel„mehr von der größten Hochachtung und Be„wunderung, die Ihnen so billig zukömmt, durch„drungen fühle.“

Mit gleicher Hitze lobte **Christine** die vorzüglichen Talente eines italiänischen Dichters, **Vincenzo Filicaia**. „Ihre Sonnette, ruft „die Königin aus, kommen, meines Erachtens, „allem dem gleich, was ich nur iemals in der ly„rischen Poesie, sowohl der alten als neuern, ar„tiges gesehen habe. Hätten schöne Thaten, aus„ser Gott und dem eignen Bewußtseyn, andre „Belohnungen zu gewarten, so würde es in der „That wenige so verdiente Belohnungen geben, „als diejenigen, die Ihrer Feder gebühren, wel„che bloß wahre und erhabne Lobsprüche auszu„theilen weis. Der große **Alexander** selbst,

„wenn

„wenn er in unsern Tagen lebte, würde unsre „Fürsten mit Rechte mehr um Ihren Besitz beneiden, als er den Achill beneidete, weil er einen Homer gehabt hatte. Ich habe alle Ihre „Sonnette, mit dem größten Vergnügen, mehr „als einmal gelesen und gestehe, trotz meiner kleinen natürlichen Bosheit, die mich zum Tadel „geneigt machte, daß ich nichts als Stoff zu Lobeserhebungen in Ihren Versen finde. Ich kann „Ihnen nicht genug sagen, wie sehr sie mir gefallen haben. Der unvergleichliche Petrarch „scheint mir in Ihnen wieder aufzuleben, aber „mit einem schönern Körper, der keinen von seinen Fehlern hat, aufzuleben. Sie besitzen Kunst, „Witz, Urtheilskraft, Wissenschaft, und behandeln geistliche und weltliche Materien als ein „Meister.“

Der Poet war nicht undankbar. Er belohnte Christinens Lobsprüche durch ein Gedicht zu ihrem Ruhme. Dieses erregte noch mehr die Erkenntlichkeit der Prinzessin, die ihm verschiedne Briefe in den lebhaftesten Ausdrücken schrieb. „Weil es Ihnen nicht zuwider ist, von mir auf„gemuntert zu werden, so machen Sie mir das „Vergnügen, unser Jahrhundert immer mehr mit „Ihren Werken zu bereichern. Sie sind dieses „Gott, dem ganzen Italien, Ihnen selbst, und, „weil Sie es also haben wollen, auch mir schul-

„dig.

„dig. Was mich anlangt, ich werde mirs zur „Ehre rechnen, wenn man eines Tages sagen soll„te, daß Christine, ob sie gleich eine Ausländ„erin war, die Werke des großen Filicaia ge„lesen und bewundert hat.“

Dieser so gerühmte Poet ist iedoch wenig bekannt, und wird nicht neben die Petrarche und Tasso gestellt, über welche Christine ihn erheben will. Seine Gedichte verdanken ihren Ruhm bloß den italiänischen Kunstbegriffen (concetti), und dem Schimmer eines gezwungnen Witzes. Filicaia war aus einer adelichen Familie von Florenz. Er ward von dem Großherzoge zum Staatsrath erhoben. Er hatte vielen Antheil an Christinens Wohlthaten, welche für die Erziehung seiner beyden Söhne sorgte. Die Freygebigkeit dieser Königin war die vornehmste Ursache der Unordnung in ihren Einkünften. Stets hatte sie in Schweden um die Auszahlung derselben zu bitten; und oft war sie genöthigt, ihr kostbarstes Geschmeide zu verpfänden. Die Juden zu Hamburg schossen ihr auf große Zinsen Geld vor, welches sie dazu anwandte, die Talente aufzumuntern, und das bedürftige Verdienst zu unterstützen.

Die Verfolgungen, welche sich in Frankreich 1686.
wider die Protestanten erhoben, und die gewaltsamen Mittel, deren man sich bediente, sie zur römischen Religion zu bekehren, erregten die Klagen

einiger

einiger rechtschaffnen Männer. **Christine** schrieb bey dieser Gelegenheit an den Ritter von **Terlon**, französischen Abgesandten, der sie im Jahre 1660. bey ihrer Reise nach Schweden begleitet hatte. Der Brief, in welchem die Königin ihre Meynung davon ausdrückt, verdient angeführt zu werden; er ist das Werk einer erleuchteten und richtigen Vernunft, und macht ihrem Herzen eben so viele Ehre, als ihrem Verstande. „Sie verlangen meine Gedanken von der vermeynten Ausrottung der Ketzerey in Frankreich zu wissen; „und ich bin sehr bereitwillig, sie Ihnen über eine Materie von solcher Wichtigkeit zu sagen. „Da es meine Gewohnheit nicht ist, irgendiemanden zu fürchten oder zu schmeicheln, so werde ich „offenherzig gestehen, daß ich von dem guten „Erfolg dieses wichtigen Vorhabens nicht überzeugt bin, und mich nicht darüber als über eine „Sache freuen kann, die unsrer heiligen Religion „sehr vortheilhaft wäre; vielmehr sehe ich verschiedne Nachtheile voraus, die eine so neue Art „von Verfahren aller Orten nach sich ziehen kann. „Im Ernste zu reden, sind Sie wohl von der „Aufrichtigkeit dieser Bekehrten recht überzeugt? „Ich wünsche sehr, daß sie Gott und ihrem Könige redlich gehorchen mögen; aber ich fürchte „mich vor ihrer Hartnäckigkeit, und wollte nicht „alle die Vergehungen zu verantworten haben,

„welche

„welche von diesen erzwungnen Katholiken kom„men könnten, die von solchen Missionarien, wel„che mit unsern heiligen Geheimnissen nur unge„schickt umgehen, bekehrt werden. Die Kriegs„leute sind seltsame Apostel; ich halte sie für ge„schickter zum Tödten und Rauben, als zum Ue„berzeugen; daher vernimmt man auch durch un„zweifelhafte Nachrichten, daß sie sich bey ihrer „Sendung vollkommen nach ihrer Art aufführen. „Ich bedaure diejenigen, welche man ihrem Gut„befinden überläßt; ich beklage so viele ins Ver„derben gestürzte Familien, so viele an den Bet„telstab gerathne rechtschaffne Leute, und kann „das, was itzt in Frankreich vorgeht, nicht ohne „Mitleiden hören. Es ist mir unangenehm, daß „diese armen Leute im Irrthume geboren sind; „allein sie scheinen mir eher Mitleiden, als Haß, „zu verdienen; und so wie ich um der Herrschaft „der Welt willen nicht ihre Irrthümer mit ihnen „theilen wollte, so möchte ich auch nicht die Ur„sache ihrer Unfälle seyn. Ich betrachte Frank„reich als einen Kranken, dem man Arm und Fuß „ablöst, um ihn von einem Uebel zu heilen, das „ein wenig Geduld und Gelindigkeit gänzlich ge„hoben hätte; und befürchte sehr, er möchte zu„letzt unheilbar werden, es möchte das unter der „Asche versteckte Feuer dereinst stärker hervorbre„chen, und die verlarvte Ketzerey um so viel ge-

„fährlicher seyn. Nichts ist löblicher, als das Vor„haben, Ketzer und Ungläubige zur Wahrheit zu „bringen; allein die Art, wie man es auszufüh„ren sucht, ist ganz neu, und da unser Erlöser „sich dieses Mittels nicht bedient hat, die Welt „zu bekehren, so muß es wohl das beste nicht seyn. „Ich bewundre, aber begreife nicht jenen Eifer „und jene Staatsklugheit, die mir zu hoch sind; „und bin froh, daß ich sie nicht begreife.“

Dieser Brief ward öffentlich ausgebreitet, und wenn er nicht die Hitze eines unbedachtsamen Eifers mäßigen konnte, so erinnerte er wenigstens an die Rechte der Menschlichkeit, und die wahre Denkungsart der Religion.

Bayle führte diesen Brief in seinen **Neuigkeiten aus der gelehrten Republik** an, und setzte dazu, er wäre ein **protestantisches Ueberbleibsel.** Bald darauf erhielt der unvorsichtige Scribent einen Brief ohne Namen, der ihm drohte, er würde in große Gefahr gerathen, wenn er sich weigerte, einer katholischen Königin Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren Redlichkeit und Bekehrung er ohne Grund verdächtig zu machen gesucht hätte. Die Königin selbst hatte ihrem Secretär, **Galdenblad,** Befehl gegeben, diesen beleidigenden Ausdruck zu ahnden. Auf diese Drohung nahm **Bayle** sein Urtheil zurück, und suchte seine Ausdrücke zu rechtfertigen, oder

wenigstens zu entschuldigen. Er schrieb an die Königin, und fand bey ihr ohne Mühe allen den Schutz und das Wohlwollen, das sie gegen Gelehrte trug. Er kam dadurch in einen vertrauten Briefwechsel mit der Königin, welche ihm schrieb: „Mein Vermögen, mein Blut und mein Leben „selbst sind dem Dienste der Kirche gewidmet; „allein ich schmeichle niemanden, und werde stets „die Wahrheit sagen. Ich bin denenjenigen Dank „schuldig, die meinen Brief bekannt gemacht ha„ben; denn ich verberge meine Meynungen nicht; „sie sind, dem Himmel sey Dank, allzuedel und „allzuanständig, daß ich sie verläugnen sollte. — „Ihnen will ich eine Strafe auflegen, diese näm„lich, daß Sie es über Sich nehmen, mir alles zu „schicken, was nur Merkwürdiges im Lateinischen, „Französischen, Spanischen, und Italiänischen, „zum Vorscheine kömmt. Es handle, von wel„cher Materie und Wissenschaft es wolle; wenn „es nur verdient gelesen zu werden. Ich nehme „auch die Romane und Satyren nicht aus; soll„ten insonderheit chymische Werke herauskom„men, so bitte ich, mir sie aufs eheste zu übersen„den. Vergessen Sie auch nicht Ihr Journal. „Die Unkosten will ich Ihnen erstatten.“

Bayle bezeugte sich in seiner Monatsschrift so, daß die Königin völlig mit ihm zufrieden war, und erwarb sich ihre Wohlthaten. Er fieng an die

Geschichte **Gustavs** aufzusetzen, von der man den Anfang hat. Er war auch Willens, **Christinens** Leben zu beschreiben. Aber der Tod dieser Prinzessin, der wenig Jahre darauf erfolgte, hinderte ihn an Entwürfen, die ihm unstreitig nur durch Schmeicheley und eigennützige Absichten eingegeben waren, weil er alsbald alle diese Werke bey seite legte.

Christine durchreiste Italien, welches den Augen des Gelehrten und Liebhabers der Künste ein fortgesetztes und abgewechseltes Schauspiel darstellt. Sie genoß vermittelst beyder Eigenschaften unendliches Vergnügen. Man sieht noch an verschiednen Orten Aufschriften, welche die Aufmerksamkeit bezeugen, mit welcher die Königin die seltensten Denkmäler des Fleises und der Wissenschaft betrachtete.

Die Sache mit der **Qvartierfreyheit** zu **Rom** erregte damals vieles Aufsehen. Leute, die von einerley Nation sind, begeben sich dort insgemein unter den Schutz ihres Abgesandten. Sie machen bey öffentlichen Aufzügen einen Theil seiner Hofstatt aus, wohnen nahe bey seinem Pallaste, und geben sich für Clienten von ihm aus. Unter diesem Vorwande genießen sie vieler Freyheit. Verschiedne Häuser, und sogar ganze Gassen, wurden sonst als zu dem Pallaste des Gesandten gehörig betrachtet, und hatten den Namen

und

und das Recht der **Freyheit**. Römer und Ausländer nahmen dorthin ihre Zuflucht. Diese Gegenden von **Rom** waren am meisten bevölkert, sie waren sicher vor den Verfolgungen der Gerichte, und wurden oft die Freystatt des Lasters, welches durch seine Unstrafbarkeit nur frecher ward.

Dieses war ein Misbrauch, den Pabst **Innocenz der eilfte** abschaffen, oder wenigstens vermindern wollte. Er schränkte die Freyheit bloß auf den Pallast der Abgesandten ein, und gestand sie nur solchen Personen zu, die in ihrem Gefolge und Dienste waren. Die Abgesandten des Kaisers und Königs in Spanien willigten darein, sich nach den Absichten des Pabstes zu beqvemen, wofern nur Frankreich ebenfalls diese neue Einrichtung befolgen wollte. Die Königin **Christine**, welche auch dieser Freyheiten in ihrem ganzen Umfange genossen hatte, gieng den übrigen mit gutem Beyspiele vor. Sie schrieb an den Pabst also: „Allerheiligster Vater! Um die gerechten „Absichten Ew. Heiligkeit in Ansehung der Ab„schaffung der **Qvartiere** zu befördern, will ich „Ihnen hiermit das meinige auf immer darbie„ten und überantworten, in dessen Genusse ich „bisher, vermöge der Gewogenheit und Gerech„tigkeit Ihrer Vorgänger sowohl, als Ew. Hei„ligkeit selbst, ungestört geblieben bin; wobey ich „mir iedoch diejenige Achtung vorbehalte, die den

„Wohnungen derer, welche in meinen Diensten „sind, zusteht. Ich gestehe gern, daß ich Ew. „Heiligkeit nichts anbiete, als was Ihnen bereits „gehört; allein wir können auch der Gottheit „nichts anders darbringen, als was von ihr kömmt; „und doch ist ein solches Opfer nicht nur ange„nehm, sondern wird auch von ihrer unendlichen „Gnade durch unschätzbare und ewige Güter ver„golten. Ich meines Orts begehre und fordere „nichts von Ew. Heiligkeit; ich bitte nur, Sie „wollen Sich das Beyspiel gefallen lassen, das „ich hiermit gebe, und das Ihnen nicht so gar „unnützlich seyn wird, wenn Sie Sich dessen bey „gegenwärtigen Umständen bedienen wollen.“

1687. Indessen beschloß der französische Hof, seine Abgesandten zu **Rom** in völligem Besitze der ehmaligen Freyheiten zu behaupten. Der Pabst wandte ein, seine Botschafter und Legaten zu **Paris** hätten außer dem Bezirk ihres Hotels keine Vorrechte, und könnten bloß derselben Genuß ihrer Bedienung verschaffen. Allein **Ludwig der vierzehnte** war weit entfernt, zwischen den päbstlichen Botschaftern und seinen Abgesandten eine Vergleichung anzustellen. Es war ihm überdieß nicht zuwider, daß er nochmals Gelegenheit fand, den Pabst zu demüthigen, über den er sich zu beschweren hatte. Als sein Abgesandter, der Herzog von **Estrees**, gestorben war, schickte der

König

König an seine statt den Marqvis von Lavardin, der sich mit einem zahlreichen Gefolge nach Rom begab. Der Pabst erklärte, er würde dem Gesandten kein Verhör ertheilen, und ihn nicht einmal für einen Gesandten erkennen, wenn er nicht vorher, so wie bereits der deutsche und spanische Gesandte gethan hätten, auf die Qvartierfreyheit Verzicht thäte. **Ludwig der vierzehnte** antwortete, er wäre gewohnt, selbst Beyspiele zu geben, und keinen fremden zu folgen. Da Frankreich dem heiligen Stule die vorzüglichsten Dienste geleistet hätte, könnte es unstreitig auf einige besondre Vorrechte Anspruch machen.

Der Abgesandte zog also unter starker Bedekkung zu **Rom** ein, und war entschlossen, seine Rechte zu behaupten. Verschiedne Monate nach einander hielt er sich eingezogen, und in seinem Hotel verschlossen. Darüber sagte **Pasqvin**: die Franzosen wären **Qvietisten** geworden. Endlich fuhr der Marqvis von **Lavardin** an einem Sonntage aus, und begab sich in die Kirche zum heiligen **Ludwig**. Den Tag darauf erschien eine Bulle, welche den Abgesandten und die Kirche zum heiligen **Ludwig** in den Bann that.

Um ebendiese Zeit fand sich **Christine** beleidigt, weil die Sbirren bis in ihren Pallast gekommen waren, und einen Missethäter, der dahin Zuflucht nahm, herausholten. Darüber entrüstete

sie sich, und sagte: „ich könnte zwar die Sache „verschmerzen; allein der Pabst begegnet mir gar „zu unanständig. Ich bin Willens, ihm zu zei„gen, daß man sich sehr irrt, wenn man also mit „mir umgeht.“

Sogleich ließ sie einen ihrer Officiere kommen, stellte sich, als wollte sie ihre Leute bewaffnen, drohte den Sbirren, und nöthigte sie, den Gefangnen wieder an den Ort hin zu führen, wo sie ihn weggenommen hatten. Die Sache ward auf Befehl des Pabstes bey dem Gerichte des Schatzmeisters anhängig, und es ergieng eine Drohung an den Officier der Königin. **Christine** aber ließ sich durch diese Verfolgungen nicht schrecken, sondern schrieb dem Schatzmeister diese kühnen Worte: „Sich selbst, und zwar Sich sowohl „als Ihren Herrn entehren, das heißt heut zu „Tage in Ihrer Gerichtsstube, **die Gerechtig„keit verwalten.** Sie erwecken mir sehr viel „Mitleid; aber Sie werden mir noch mehr er„wecken, wenn Sie werden Kardinal seyn. In„zwischen gebe ich Ihnen mein Wort, daß die „Personen, die Sie zum Tode verurtheilt haben, „noch einige Zeit, wenn es dem Himmel gefällt, „beym Leben bleiben werden, und daß, wenn „sie von ungefähr eines andern als natürlichen „Todes stürben, sie nicht allein sterben sol„len.“

Diese Prinzessin, die um so viel stolzer ward, je mehr man sie zu erniedrigen suchte, forderte Genugthuung für die Beleidigung, die man ihr angethan hatte. Sie rufte ihre Officiere und Bedienten zusammen, und sagte ihnen: sie hätte nicht Macht genug, sie vor der Strenge einer ungerechten und tyrannischen Obrigkeit zu schützen; sie gäbe ihnen also ihre Freyheit wieder, damit sie nicht in ihre gefährliche Sache verwickelt würden. Allein sie vergossen alle Thränen, und betheuerten, sie wären bereit, selbst den letzten Blutstropfen in ihrem Dienste aufzusetzen. **Christine** nahm ihr Erbieten an, und versprach, sie zu schützen und zu belohnen.

Die Entschlossenheit der Königin, und das gewaltsame Verfahren, zu dem sie, nach ihrer Gemüthsart zu schließen, leicht schreiten konnte, bewog verschiedne Kardinäle, und den Pabst selbst, sich in einige Unterhandlung einzulassen. Allein die Gemüther wurden immer mehr verbittert. **Innocenz der eilfte** wollte sein in der Person der Gerichtsbeamten beleidigtes Ansehen rächen; und **Christine** verlangte Genugthuung für den Schimpf, der ihrem Range widerfahren wäre. Die Königin begab sich, sammt allen ihren Leuten, sehr muthig und wohl bewaffnet, in die Kirche der Jesuiten. Das war eine Art von Trotz, darauf man glaubte man müsse nicht

achten. Der Pabst schickte ihr noch an diesem Tage Früchte, die zu derselben Jahrszeit eine Seltenheit waren. **Christine** sagte, als sie sie bekam: „er darf nicht denken, daß er mich durch „seine Geschenke einschläfern soll; ich werde schon „auf meiner Hut seyn." **Innocenz der eilfte** ließ es dabey bewenden, daß er zur Antwort gab: è donna. **Sie ist eine Frau.** Dieses Wort war ihr äußerst empfindlich. Sie schüttete eine Menge Klagen und Vorwürfe aus.

Der Pabst zog das Jahrgeld von zwölftausend Thalern ein, das die apostolische Kammer seit einiger Zeit an **Christinen** bezahlt hatte. Er glaubte, dadurch diese Prinzessin zu zwingen; allein es war vielmehr für sie neue Veranlassung zu frohlocken. Als sie der Kardinal **Azzolini** von diesem Entschlusse benachrichtigte, gab ihm **Christine** diese sonderbare Antwort: „Ich „kann Ihnen versichern, Sie bringen mir die angenehmste Neuigkeit von der Welt; ich beschwöre Sie drum, mir das zu glauben; Gott, der „das Innerste meines Herzens kennt, ist mein „Zeuge, daß ich nicht lüge. Die zwölftausend „Thaler, die mir der Pabst gab, waren für mich „der größte Schandfleck in meinem Leben. Ich „nahm sie als die empfindlichste Kränkung, die „dazu bestimmt wäre, meinen Stolz zu demüthigen, aus der Hand Gottes an."

Christine vereinigte sich nun mit dem Marqvis von Lavardin, weil sie ebendieselbe Sache zu vertheidigen hatte. Sie verglichen sich, einander beyderseits wider die Unternehmungen des römischen Hofs zu beschützen. Ludwig der vierzehnte schrieb bey dieser Gelegenheit einen sehr verbindlichen Brief an Christinen. Die Königin antwortete ihm, und hatte das Vergnügen, ohne daß sie sich darum Mühe geben durfte, das gute Vernehmen wieder hergestellt zu sehen, das seit geraumen Jahren zwischen ihr und dem Könige abgenommen, oder gar sich verloren hatte.

Indessen hielten sich die Franzosen bereit, ihre Ansprüche mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Die Königin ihrerseits befestigte sich in ihrem Pallaste; da man ihr vorstellte, Innocenz der eilfte könnte wohl endlich sein Ansehen mit Nachdrucke behaupten, gab sie zur Antwort: „wenn er Pabst ist, so will ich ihm zeigen, daß ich Königin bin.“ Um diese Zeit kamen Gesandte von Siam nach Rom, hatten bey dem Pabste Verhör, und empfiengen von ihm kostbare Geschenke. Christine sagte bey dieser Gelegenheit: „der Pabst hat wohl Ursache, den indischen Königen und ihren Abgesandten Ehre zu erweisen, weil er sich gegen die europäischen so übel aufführt.“

Der spanische Gesandte hatte auf das Recht der Freyheiten unter der Bedingung Verzicht gethan, wenn es mit den übrigen Mächten auch also gehalten würde. Als er aber Frankreich und **Christinen** entschlossen sah, nichts nachzugeben, wollte auch er wieder in seine alten Rechte treten. Diese Streitigkeit machte vieles Aufsehen an allen europäischen Höfen. Jedermann richtete seine Aufmerksamkeit auf die Königin, und sie wußte es wohl. „Ich bin itzt, „sagte sie, wie ehedem **Cäsar**, in den Händen „der Seeräuber; und so wie er, drohe ich ih„nen, daß sie sich vor mir fürchten müssen."

Die Gemüther wurden so sehr aufgebracht, daß der Pabst sagte: „Ich habe Muth genug, „lieber den Märtyrertod zu leiden, als daß ich „mein Recht wegen der Qvartierfreyheit aufge„ben sollte, die ich durchaus abgeschafft wissen „will." **Ludwig der vierzehnte** und **Christine** waren weit entfernt, dem Pabste nachzugeben, gegen den sie persönliche Ursache zur Klage hatten; ob sie gleich außerdem die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit dieser Verbesserung nicht in Abrede seyn konnten. Es war schwer, die Entwickelung dieser wichtigen Angelegenheit zu errathen. Der römische Hof pflog mittlerweile Unterhandlungen, und erwartete das von der Zeit, was er weder durch Gewalt noch durch

Ansehen zu erlangen hoffen durfte. Frankreich hatte wider die vornehmsten Mächte Europens Krieg zu führen, und fieng an, mit dem Streite wegen der Freyheit nachzulassen. Die Königin verschwand bald darauf von der Schaubühne. Der Marqvis von **Lavardin** wollte, nach **Christinens** Absterben, nicht allein dem Ungewitter ausgesetzt bleiben. Er begab sich von **Rom** hinweg, ohne vom Pabste Abschied zu nehmen. Er befürchtete, das Volk und die Inqvisition möchten ihn als einen Verbannten verfolgen, und in seiner Person das Völkerrecht verletzen. **Innocenz der eilfte** starb. Sein Nachfolger, **Alexander der achte**, hatte wenig Mühe, von **Ludwig dem vierzehnten** die Abschaffung der Qvartierfreyheit zu erhalten. Der König hatte nicht mehr dieselben Bewegungsgründe, sich den gerechten Anforderungen des neuen Pabstes zu widersetzen.

Christine war stets die eifrigste Beschützerin der Wissenschaften und Talente. Sie munterte bey allen Nationen das Verdienst auf. Sie ließ Bücher schreiben, schoß die Kosten dazu vor, und belohnte die Verfasser. Ihre Freygebigkeit brachte **Wastmuths** Abhandlung über die Sternkunde und Chronologie, und **Pufendorfs** Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs, hervor. Mit den Gelehrten in Deutschland, und

den

den witzigen Köpfen in Frankreich, stand die Königin im Briefwechsel. Zu der Zeit, da die Franzosen zu **Rom** wegen der Qvartierfreyheit verdächtig waren, schickte ihr Mademoisell **Scüdery** ihre Schriften, und empfahl zugleich einen ihrer Freunde an sie. **Christine** antwortete: „Ich begreife nicht, Mademoisell, wie einer Per„son, die gleich Ihnen von der Tyranney der Ge„wohnheiten geschrieben hat, diejenige unbekannt „seyn kann, welche man hier zu **Rom** einge„führt hat. Sie haben Ihren Freund an den un„rechten Ort gewiesen. Wissen Sie wohl, daß es „Ihren Landsleuten leichter seyn würde, die ober„ste Sultanin zu Gesichte zu bekommen, als mich; „ungeachtet niemand weder in mich verliebt, noch „auf mich eifersüchtig ist, und ich mich, dem Him„mel sey Dank, in meiner völligen Freyheit be„finde? Es herrscht hier eine Art von Leiden„schaft, die keinen Namen hat, die man an die „Stelle der Liebe und Eifersucht setzt, mit denen „man zu **Constantinopel** behaftet ist. Wegen „des wohl oder übel gegründeten Verdrusses, den „man von mir empfangen zu haben vorgiebt, „rächt man sich an Ihrer Nation. Ich denke ie„doch, diese Gewohnheit soll wieder ein Ende „nehmen. Sobald das geschieht, will ich Ihrem „Freunde zeigen, daß alle rechtschaffnen Leute, zu„mal die von Ihrer Bekanntschaft, bey mir will-

„kommen

„kommen sind. Ich bin aber entschlossen, zu Aus-
„wirkung dieser Veränderung nichts beyzutra-
„gen; mein bisheriges Verhalten muß ieder-
„mann überzeugt haben, daß ich mir ohne Mühe
„alles zu versagen weis. — Ich habe von Natur
„großen Abscheu vor dem Alter, und weis nicht,
„wie ich mich daran werde gewöhnen können.
„Hätte man mir die Wahl zwischen ihm und dem
„Tode gelassen, so, glaube ich, würde ich ohne
„Bedenken zu dem letztern gegriffen haben. Da
„man aber nicht erst gefragt wird, so habe ich
„mich bloß darauf beflissen, vergnügt zu leben.
„Der annähernde Tod, der seine Zeit niemals
„versäumt, erschreckt mich gar nicht. Ich erwar-
„te ihn, ohne ihn zu wünschen, oder zu fürchten. —
„Doch es ist Zeit, von Ihren Werken zu reden,
„die sehr angenehm, nutzbar und gelehrt sind.
„Sie wissen Ihre artigen Gedanken so gut anzu-
„bringen, daß sie mich bezaubern. Wie viele ver-
„gnügte Augenblicke habe ich Ihnen nicht zu dan-
„ken, und wie soll ich sie Ihnen wohl belohnen!
„Da Sie aber so schön schreiben, warum lassen
„Sie denn den Prinzen von Conde sterben, oh-
„ne etwas in Versen oder Prose auf ihn zu ver-
„fertigen? Welchein Verlust für Frankreich! Und
„welchein Verlust für unser Jahrhundert, dem die-
„ser große Mann zur würdigen Zierde diente!
„Ich meines Orts habe ihn so sehr betrauert, als

„seine

„seine Verwandten immermehr; und ich verurtheile Sie dazu, etwas aufzusetzen, das eines „Helden von so außerordentlichem und vorzüglichem Verdienste würdig ist. Denjenigen geschickt „zu loben, der Lob verdient, scheint mir eines der „größten Vergnügen im menschlichen Leben zu „seyn. Da Sie vor andern Talente dazu besizzen, so verweigern Sie nicht Ihr Lob einem „Prinzen, der so viel Recht darauf hat.“

Der große Conde, wie man sieht, war noch immer Christinens Held. Sie erhob ihn über die berühmtesten Kriegsleute der Alten und Neuern. Sie betrachtete ihn, ihrem eignen Ausdrukke zu folge, als die Ehre der Menschlichkeit.

1688. Der Kronprinz von Schweden, der in der Folge unter dem Namen Carl der zwölfte so berühmt ward, schrieb an Christinen in einem Alter von ungefähr sechs Jahren. Die Königin sah die Ehre vorher, die er dereinst durch seine Tugenden und Tapferkeit Schweden machen würde; darinne aber irrte sie sich, wenn sie den Schweden eine glückliche Regierung ankündigte, die sich auf die Weisheit dieses Monarchen gründen würde. Carl verstund bloß die Kunst zu streiten, nicht zu herrschen.

Christine schickte nach Schweden den Marqvis del Monte, einen Sohn desjenigen, den sie bereits ehedem dahin gesandt hatte, um ihre

Ein-

Einkünfte anzuhalten, und ihre Vortheile an dem Hofe zu **Stockholm** zu besorgen. Die Königin hatte diesen jungen Italiäner genöthigt, die Nichte des **Monaldeschi**, eine reiche Erbin, zu heirathen; ungeachtet er ungern daran gieng, sich mit einem Namen zu verbinden, der durch **Christinens** Rache allzubekannt geworden war. Das war aber für diese Prinzessin ein neuer Bewegungsgrund, auf die Heirath zu dringen. Sie wollte gern einiger maßen die Schande wieder gut machen, die sie dieser Familie angethan hatte, und derselben ihre Hochschätzung, ungeachtet des Verbrechens desjenigen, der auf ihren Befehl gestraft worden war, bezeugen.

Der Vater des Marqvis **del Monte** starb plötzlich. Die Königin bedauerte ihn sehr, weil ihr sein Eifer, seine Ergebenheit und seine Talente große Dienste geleistet hatten. Sie nahm selbst die Mühe über sich, dem Sohne diese traurige Nachricht zu hinterbringen, und ihn deßhalben zu trösten. „Alles, sagt sie, was ich bey dieser Gelegenheit thun kann, besteht darinne, Sie zu „versichern, daß er alle die Zärtlichkeit, die er für „Sie hegte, mir vermacht hat, und daß Sie künftig, wenigstens in Absicht auf die Liebe, mein „Sohn seyn werden. – Gütiger Himmel! Was „sind wir doch! Asche, Staub, ein Nichts. Bedenken Sie, daß wir alle wie die Schatten ver-

„schwinden werden. Das Leben ist bloß ein Traum; „es verliert sich und entflieht gleich dem Blitze; „wir alle laufen der Ewigkeit entgegen. — Ich „schicke Ihnen das Patent als Hauptmann von „meiner Leibwache, das ich Ihnen bereits verspro„chen habe. — Bitten Sie Gott, daß er mir das „Leben erhält, so sollen Sie sehen, wie viel ich „noch für Sie thun will!“

Der Hof zu **Stockholm** ward in **Christinens** Angelegenheiten immer schwüriger. Sie mußte lange Zeit ansuchen, ehe sie die Auslieferung ihrer Einkünfte erhielt. Da indessen die Königin der Gelder aus der apostolischen Kammer beraubt war, und ihre Ausgaben und Wohlthaten sich immer weiter ausbreiteten, so bedurfte sie mehr als iemals den Genuß ihres ganzen Vermögens. Der Marqvis **del Monte** gab die Hoffnung auf, in seiner Unterhandlung glücklich zu seyn. Er meldete sein Mistrauen und seine Besorgniß der Königin, die ihm wieder einen Muth einsprach. Sie schrieb an den Aufseher ihrer Kammergüter in Schweden: „Stehen Sie dem Marqvis bey, „und zeigen Sie gegen ihn alles Vertrauen. Ich „stehe Ihnen für seine Treue. Das Uebrige wird „sich geben. Der Marqvis wird sich in Ihrer „Schule ausbilden; er hat noch keinen so guten „Meister gehabt; er war bloß mein Werk. — Der „Mensch verrichtet die Geschäffte; die Geschäffte

„aber

„aber richten den Menschen ab.“ Die Briefe, welche man von dieser Prinzessin hat, sind voll von kleinen häuslichen Umständen; sie gab selbst ihren Ministern und Beamten die nöthigen Anweisungen; sie entwarf den Plan ihres Verhaltens, und zeichnete ihnen alle Schritte vor. Man wird bereits bemerkt haben, welche Sorgfalt und Aufmerksamkeit sie auf die geringsten Umstände wandte. Niemand war so empfindlich und bedenklich in den kleinsten Sachen, welche zum Cärimoniel gehörten.

Die Vortheile der gekrönten Häupter beschäfftigten sie eben so sehr, als ihre persönlichen Angelegenheiten. Sie fand ihr Vergnügen daran, ihre Staatsklugheit an den Entwürfen der Fürsten zu üben. Sie hatte darinne eine Scharfsicht, die sich sehr weit erstreckte, und pflegte zu sagen, „die „Wissenschaft der irdischen Gestirne ist besser, als „die Kenntniß der himmlischen; man kann bey „jener die Zukunft besser voraus sehen.“

Die meisten Mächte waren damals getrennt. Fast ganz Europa ward erschüttert. Frankreich, auf das so viele Nationen eifersüchtig waren, ergriff die Waffen vom neuen, um seiner Macht und Größe Ehrerbietung zu verschaffen. Als **Christine** diese Begebenheiten überdachte, schrieb sie im October 1688. „Nunmehr steht Deutschland „zum andern male in Feuer. Der König in Frank-

„reich hat sich als ein Meister bezeigt. Wäre er „vor funfzehn bis zwanzig Jahren so zu Werke „gegangen, so würde es mit ihm weit gekommen „seyn. Meine größte Neugier ist, auf die Miene „Achtung zu geben, die Schweden dabey machen „wird, und das große Vorhaben des Prinzen von „Oranien entdeckt zu sehen. Ich meines Orts „bin für den König in England sehr besorgt. Ich „bitte Gott, daß ich mich irren möge. Der Prinz „von Oranien ist geschickt und tapfer. Ich „glaube nicht, daß er sich leichtsinnig eingelassen „habe, ohne seiner Sache beynah ganz gewiß zu „seyn. Der Pabst, dem niemals die Vermittelung „des Königs in England gefallen wollte, hat sie „endlich angenommen. Wir werden sehen, was „daraus folgen wird. Der Ausgang der Belage„rung von Philippsburg wird hier alles ent„scheiden. Ich meiner seits zweifle fast nicht an „seiner Eroberung; allein man muß den Erfolg „abwarten. Ich behaupte, daß Cölln eben so „gut weggenommen werden wird, als Stras„burg. Man muß nun sehen, ob die Wunder„werke, die bey dem Hause Oesterreich so häufig „sind, ihre Wirkung wider Frankreich so gut, als „ehedem wider die Türken, thun werden. In„zwischen wird itzt ein großer Schauplatz geöff„net; viele Leute werden auf demselben lachen „oder weinen.

N. S.

N. S. „Wir erhalten itzt die gewisse Nach„richt, daß **Philippsburg** von einer Armee, „die der Dauphin anführt, belagert wird. Frank„reich hat also den Stillstand gebrochen, und das „Reich zuerst angegriffen. Was sagen Sie zu „dieser Unternehmung? Solchergestalt ereignet „sich in unserm Europa eine große Veränderung. „Ich glaube, Sie werden in kurzem das Ver„gnügen haben, zu hören, daß **Rom** gleichfalls „belagert wird. Es wäre eine Sache von vier„undzwanzig Stunden. Bald werden Sie selt„same Dinge vorfallen sehen. Alles zittert hier; „nur ich nicht.“

Alles erfolgte so, wie es **Christine** vorherge- 1689.
sagt hatte. **Ludwig der vierzehnte** machte sich durch seine Waffen in Deutschland furchtbar. Sein Abgesandter, ungeachtet des Bannes, behauptete zu **Rom** mit vielem Anstande die Rechte seines Rangs. Der König **Jacob** ward genöthigt, mit seiner Familie aus England zu fliehen, und den Thron seinem Eidam, dem Prinzen von Oranien, zu überlassen. **Christine**, ob sie gleich selbst an einigen dieser Unruhen Antheil nahm, gab eine gelaßne Zuschauerin ab, und sah die Unfälle vorher, welche Europen bedrohten.

Der Churfürst von Brandenburg bot der Königin einen ihr gemäßen Aufenthalt, und seinen Beystand wider die Verfolgung des römischen,

und Vergessenheit des schwedischen Hofs, an. Gustavs Tochter fand noch immer Freunde und Vertheidiger. Sie dachte darauf, einen Aufenthalt zu verlassen, der ihr durch die Zwistigkeiten, die daselbst herrschten, unangenehm geworden war. Vielleicht gieng sie gar darauf um, alle ihre Rechte dem Churhause Brandenburg mit der Bedingung abzutreten, daß man sie in den Besitz und die völlige Oberherrschaft des Herzogthums **Bremen** setzte. Wenigstens ist so viel ausgemacht, daß sie in geheimer Unterhandlung mit dem Churfürsten stand; und diese war die Qvelle der Vorwürfe und Drohungen, welche man in ihren letztern Briefen wider die Regierung von Schweden findet. „Seyn Sie versichert, schreibt sie an den „Oberaufseher ihrer Kammergüter, daß, wenn „auch alles nicht so gelingen sollte, als Sie und „ich wünschen, ich Ihnen doch die Gerechtigkeit „erweisen werde, zu glauben, daß Sie nicht daran schuld sind. Mir liegt so viel nicht daran. „Es ist mir lieb, wenn ich beständig offenbare Ursache zum Streite mit Schweden bekomme. Ich „hoffe, es noch dahin zu bringen, daß den König „seine Undankbarkeit und Ungerechtigkeit gereuen „soll. Sie müssen wissen, daß ich Ihnen das „nicht umsonst sage.“

Die Königin hatte noch eine andre Sache mit dem Churfürsten abzuthun; es war diejenige, die ihr

ihr am meisten schmeichelte, und von der sie, nach ihren eignen Ausdrücken, Ruhe und Glückseligkeit erwartete. Sie war Willens, sich in Deutschland niederzulassen. Sie hatte dem brandenburgischen Churfürsten den Vorschlag gethan, wenn er ihr die Einkünfte des magdeburgischen und halberstädtischen Gebietes überließe, wollte sie ihn nach ihrem Tode zum Universalerben einsetzen.

Aber alle diese Entwürfe näherten sich, so wie sie selbst, ihrem Ende. Eine gefährliche Krankheit hatte sie bereits an den Rand des Grabes gebracht. Sie ließ sich aber noch durch einen betrüglichen Anschein von Gesundheit täuschen, und sagte: „Ich bin noch ganz voll Leben, vermittelst „der Wunder der Gnade, der Natur und Kunst, „die sich vereinigt haben, mir Leben und Gesund„heit wiederzuschenken. Die Stärke meines Tem„peraments hat eine Krankheit überwunden, die „wohl zwanzig **Herkule** umgebracht hätte.“ Wenige Zeit nach ihrer ersten Krankheit ward **Christine** zum zweyten male von einem bösartigen Fieber befallen. Sie zweifelte nicht mehr, daß ihre Stunde gekommen wäre. Sie sah dem Tode mit ebenderselben Standhaftigkeit des Gemüths entgegen, als sie stets an sich hatte blikken lassen. Ihre letzten Gedanken waren einer guten Christin und Katholikin gemäß. Sie bat für ihre Hausbedienten um den Schutz des Pabstes.

stes. Sie ersuchte Se. Heiligkeit, ihr die unüberlegten Handlungen und Ausdrücke zu verzeihen, deren sie sich gegen ihn für schuldig erkennen müßte. Der Pabst ertheilte der Königin ein Absolutionsbreve. Der Kardinal **Azzolini**, der sich vielen Einfluß auf das Gemüth der Königin zuwege gebracht hatte, vergaß sich nicht in diesem entscheidenden Augenblicke. Er schrieb ein Testament nieder, wo er sich zum Universalerben bestimmen ließ, nachdem außer ihm noch viele andre Vermächtnisse, entweder um Kapellen und Messen zu stiften, oder ihre Beamten und Hausbedienten zu belohnen, ausgesetzt waren.

Die Bildsäule des Heilands, von dem berühmten Künstler **Bernini**, ward dem Pabste vermacht, und zwar, wie das Testament lautet, zum Zeichen ihrer Hochachtung und Ehrfurcht für den Statthalter Christi auf der Erde.

Man überreichte das Testament **Christinen**; sie unterzeichnete es ohne viele Aufmerksamkeit. Zu solchen Zeiten ist die Seele voll von der Ewigkeit, und sucht sich am liebsten der zeitlichen Sorgen zu entschlagen. Sie verschied den neunzehnten April 1689. des Morgens um sechs Uhr. Ihr Leichenbegängniß war prächtig, ob sie gleich nur eine Beerdigung ohne Pracht empfohlen hatte. Der Pabst ließ ihr zu Ehren eine Grabschrift voll Lobeserhebungen

setzen,

setzen, ungeachtet der Verfügung, die sie selbst getroffen hatte, man sollte über ihr Grab nur die Worte schreiben: vixit Christina annos LXIII. * Sie ward in der Peterskirche in der Kleidung beygesetzt, welche sie sich zu dem Ende hatte verfertigen lassen. Noch itzt sieht man das vergoldete Brustbild der Königin über ihrem Grabmaale.

Sobald der König in Schweden, **Carl der eilfte**, Nachricht von **Christinens** Absterben bekam, nahm er Besitz von ihren Kammergütern, und schlug die Gelder, die zum Unterhalte dieser Prinzessin ausgesetzt waren, zur gemeinen Casse. Der Kardinal **Azzolini** genoß nicht lange seines Vermächtnisses, oder hatte vielmehr bloß Verdrüßlichkeit davon, wegen des Widerstandes, den er bey dem Könige in Schweden und Churfürsten von Brandenburg fand. Er starb zween Monate nach seiner Wohlthäterin, und in den Besitz dieser reichen Erbschaft trat sein Vetter. Also ward, durch einen sonderbaren Eigensinn des Schicksals, ein kleiner Edelmann aus der Markgrafschaft **Ancona** der Erbe einer Königin, der Tochter des großen **Gustavs**.

Der Pabst **Alexander der achte**, aus der Familie der **Ottoboni**, kaufte **Christinens** Biblio-

* Christine lebte dreyundsechzig Jahre.

Bibliothek, die so reich an Handschriften war, und vereinigte sie größtentheils mit der Bibliothek im Vatican, wo sie sich durch den Namen der **alexandrischen Bibliothek** unterscheidet.

Von **Livio Odeschalchi**, ein Verwandter **Innocenz des eilften**, kaufte die kostbare Sammlung von Münzen. Die Bildsäulen und Gemälde, welche in großer Anzahl, und von ausgesuchter Wahl waren, geriethen in die Hände verschiedner Liebhaber. Der Regent, Herzog von **Orleans**, zierte sein vortreffliches Kabinet zu **Paris** mit mehr als zweyhundertundfunfzig Stücken der besten italiänischen Meister aus. **Christinens** Schätze von dieser Art sind das Vergnügen vieler Fürsten und regierenden Häupter geworden.

Christine war mit der Begeisterung eines Helden, und dem Genie eines großen Mannes, geboren. Sie besaß den Verstand eines Staatsministers, und das Herz eines guten Königs. Als sie die Regierung übernahm, setzte sie, ihrer Jugend ungeachtet, alle die Reichsräthe in Erstaunen, die in der Wissenschaft der Gesetze und Erlernung der Staatsklugheit alt geworden waren. Niemals hat sich ein regierendes Haupt mit größrer Scharfsicht und Standhaftigkeit um alle die kleinen Vorfälle des Regiments bekümmert. Sie wollte alles sehen und verstehen; sie zog oft andre

zu

zu Rathe, ließ sich aber durch kein Ansehen hinreißen. Sie urtheilte selbst von den verschiednen Meynungen; sie brachte oft eine ganz neue hervor, und ihre Entscheidung ward als der Ausspruch der Vernunft betrachtet. Zu dieser großen Kunst zu herrschen war sie durch die Fähigkeit ihres starken und muntern Geistes, durch eine arbeitsame und männliche Erziehung, gelangt. Ihr Putz beschäfftigte sie wenig; sie konnte die Spiegel nicht vertragen; sie wollte zwar liebenswerth aussehen, aber nach **ihrer** Weise. Sie verachtete die Spiele und alle Beschäfftigungen, welche etwas Weibisches haben. Alte und neue Sprachen erlernen, tiefsinnige Studien untersuchen, die schönen Wissenschaften ausbilden, sich in den nützlichen und angenehmen Künsten unterrichten, sich allen Sorgen der Regierung überlassen, alle Verrichtungen der königlichen Würde abwarten; das waren ihre Geschäffte. Lange Reisen zu Pferd oder zu Fusse thun, große Jagden anstellen, Fechten, unter freyem Himmel, auf hartem Boden schlafen, Nächte durchwachen; das waren ihre Uebungen. Sie war unermüdet, und stets geschäfftig. In ihrer Jugend brachte sie viele Tage ohne Trinken zu, weil man ihr nicht erlauben wollte, bloßes Wasser zu trinken, und sie einen unüberwindlichen Abscheu vor Wein und andern geistigen Getränken hatte. Es war ihr ein Leich-

tes, Hunger, Kälte und Hitze zu vertragen.

Sie hat ihren Character selbst gezeichnet, und war, dem zu folge, **mistrauisch, argwöhnisch, ehrsüchtig bis zur Ausschweifung, hitzig, stolz, ungeduldig, zur Verachtung und Spötterey geneigt, nicht eben sehr andächtig, etwas schwerglaubig, von einem heftigen, ungestümen Temperamente, das einen Hang zur Liebe hatte.** Wenn man ihr aber glauben soll, hat sie sich diese Neigung niemals besiegen lassen, weil sie zu stolz und unfähig war, von iemanden abzuhängen. Sie setzte allen Wohlstand ihres Geschlechts beyseite, und machte sich darum keine Sorge. „Am besten hätte ich gethan, sagt sie, „wenn ich mich ganz und gar nicht daran gekehrt „hätte, weil ich einmal nicht zur Unterwürfigkeit „geboren war.“ Sie suchte sich durch große Thaten berühmt zu machen; wenn sie sich durch kleine Grillen sonderbar zeigte, so bekümmerte sie das nicht. Ihre Reden waren häufig mit Schwüren untermengt; sie lachte sehr laut, ihr Gang war sehr eilfertig. Sie hatte weder die Tugenden, noch die Fehler, noch die Reizungen, noch die Schwachheiten, die ihrem Geschlechte gewöhnlich sind. Die Tochter des großen **Gustavs** war gewisser maßen von Natur von den andern Frauensperso-

ensperſonen unterſchieden; und ſo wie **Guſtav** es gewünſcht hatte, ward durch dieſe Tochter der Verluſt eines Sohns erſetzt. Die Begierde nach Ruhm war ihre herrſchende Leidenſchaft; oft aber ließ ſie ſich durch den Schein verführen, und ſtets gieng ſie bis zur Ausſchweifung.

Der gegründetſte Vorwurf, den man **Chriſtinen** machen konnte, war dieſer, daß ſie den Thron verließ, auf welchem ſie die Betrachtung ihrer Geburt, ihre Talente und ihre Neigung, hätten erhalten ſollen. Ihre Regierung war für Schweden rühmlich. **Chriſtine** wäre unter die größten Fürſten gezählt worden, wenn ſie zu herrſchen fortgefahren hätte. Durch das Sonderbare in ihrer Aufführung und Gemüthsart hätte ſich nur ihre Perſon mehr ausgenommen. Ein erhabnes Genie behauptet einen gewiſſen Einfluß, der das Original ankündigt, und daſſelbe über den Pöbel hinaufſetzt. Allein es muß in ſeine rechte Stellung gebracht werden. Außer dem Geſichtspuncte, der ihm günſtig iſt, ſticht es von den gemeinen Geiſtern allzuſehr ab, und erhält ein ſchlimmes Urtheil. Das widerfuhr **Chriſtinen** nach ihrer Abdankung. Sie war zu den größten Unternehmungen fähig. Aber eine übelverſtandne Liebe zur Freyheit und zu den Wiſſenſchaften lockte ſie aus ihrer Sphäre hinaus; und nachgehends ſpielte dieſe Prinzeſſin in

der Gesellschaft nur eine lächerliche Person. Vergebens suchte sie nun die Gesinnungen ihres ehmaligen Ranges zu behaupten, und die Königin vorzustellen. Ihre Fehler, ihre Eigenschaften, selbst ihre Tugenden, schickten sich nicht mehr für den Privatstand, darein sie ihr Eigensinn verstoßen hatte *.

In der Muße, die ihr der Privatstand gönnte, hat **Christine** verschiedne Werke verfertigt,

* Einer der neuern Dichter hat Christinens Abschilderung glücklich gezeichnet, und in seinen Versen die vornehmsten Züge ihrer Gestalt und Gemüthsart gesammelt, so, daß man sie nicht verkennt.

„An ihrem kurzen und leichten Unterrocke, „ihrem Mannskleide und Kragen, ihrem Federhute, ihrem rosenfarbnen Bande, das vorn und „auf dem Rücken herabhängt, ihrer stolzen und „verliebten Miene, wodurch sich zugleich die „Amazone und irrende Ritterin ankündigt, ihrer „römischen Nase, ihrem muthigen Ansehen, das „eine Heldin verräth, ihrem zärtlichen und hochmüthigen Blicke; an dem allen erkenne ich „Christinen. Christinen, die Stütze der Künste; Christinen, die ihr Königreich und ihre „Kirche um nichts verließ; die alles wußte, und „nichts glaubte; die der Pabst unter die Heiligen zählt, der Lutheraner verdammt, und der „Nachruhm verewigt.“

tigt, in denen eine richtige Denkungsfähigkeit, eine ziemlich reine und blühende Schreibart, herrschen. Ueberdieß giebt es eine wunderbare Menge von Briefen in verschiednen Sprachen, die sie fast nach allen Ländern Europens schrieb, weil sie mit vielen vornehmen und gelehrten Personen Briefwechsel errichtet hatte. Im Jahre 1681. hat die Königin selbst ihr Leben französisch aufgesetzt, und dasselbe Gott zugeschrieben. Von dieser Geschichte hat man nur ein Fragment, das sich mit den ersten Jahren ihrer Regierung endigt. Es ist unbekannt, ob sich die Arbeit der Prinzessin noch weiter erstreckt hat.

Zu zween kurzgefaßten Aufsätzen, welche unter ihren Augen, in Form einer Chronik ihrer Regierung, bis zu ihrer Abdankung, verfertigt wurden, hat sie Anmerkungen geschrieben.

Nebst dem hat man von **Christinen** eine große Anzahl abgesonderter Gedanken und Einfälle, die in Centurien abgetheilt sind. Sie hat einen Entwurf zur Geschichte ihrer Münzen, eine Abhandlung über den Ursprung und das Wappen des königlichen Hauses **Wasa**, Betrachtungen über das Leben und die Thaten **Cäsars** und **Alexanders des großen**, geschrieben. Sie machte sich den Zeitvertreib, aber selten, in verschiednen Sprachen Verse zu verfertigen. Der Poet **Alexander Guidi** machte nach ihrem

Ent-

Entwurfe sein Schäfergedicht **Endymion**, und die Königin hat dieß Gedicht mit verschiednen Strophen von ihrer Arbeit bereichert.

Ueber alle diese Werke will ich nicht urtheilen. Ein unparteyischer Leser mag den Ausspruch thun, nachdem er vorher die Zeit und die Umstände, unter denen sie geschrieben waren, zu Rathe gezogen hat. So viele Fehler aber auch die Kritik darinne finden möchte, darf sie doch nicht in Abrede seyn, daß diese Werke eine lebhafte Einbildungskraft, einen hellen, ausgebildeten Verstand ankündigen, und daß sie allein hinreichen würden, **Christinen** zu verewigen.

E N D E.

Druckfehler.

S. 7. Z. 6. über die Narva, l. bis über die Stadt Narva.
S. 85. die letzte Zeile, quod doceantur, l. quo doceantur.
S. 162. Z. 21. sich in Italien befand. l. nach Italien verschickt war.
S. 232. Z. 12. den Grafen l. dem Grafen.

Bayerische Staatsbibliothek München

X XI. 86

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lacombe, Jacques,

Geschichte der Königin von Schweden, Christine

Leipzig 1762

H.sept. 104 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10451984-5
VD18 10571795